

HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

DR. HEINZ KINDERMANN
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNSTER

UNTER MITWIRKUNG VON

Professor Dr. W. Bauer•Wien; Professor Dr. H. de Boor•Bern; Professor
Dr. E. Ermatinger•Zürich; Professor Dr. J. von Farkas•Berlin; Professor
Dr. W. Flemming•Rostock; Professor Dr. G. Gesemann•Prag; Dozent Dr. W.
Giese•Hamburg; Professor Dr. H. Gmelin•Kiel; Dr. H. Grellmann•Greifs-
wald; Professor Dr. H. Gumbel•Frankfurt/M.; Professor Dr. E. Howald•
Zürich; Professor Dr. W. Kirfel•Bonn; Staatsarchivar Dr. P. Kletler•Wien;
Professor Dr. F. Koch•Berlin; Dozent Dr. O. Kressler•Bonn; Professor Dr.
W. Mulertt•Halle a. S.; Professor Dr. H. Naumann•Bonn; Professor Dr.
G. Neckel•Göttingen; Kustos Dr. H. Nevermann•Berlin; Professor Dr. H. H.
Schaefer•Berlin; Professor Dr. E. Schmitt•Bonn; Professor Dr. F. Schöne-
mann•Berlin; Professor Dr. F. Wild•Wien; Professor Dr. M. Winkler•Wien;
Professor Dr. W. Wolf•Leipzig

LIEFERUNG 51.

Die Kulturen Großbritanniens, der Vereinigten Staaten, Skandinaviens
und der Niederlande. Heft 8.

(de Boor, Skandinavien)



AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION, POTSDAM

HANDBUCH DER
KULTURGESCHICHTE

Die Kulturgeschichte der Menschheit ist ein weites Feld, das sich über alle Zeiten und alle Völker erstreckt. In diesem Handbuch werden die wichtigsten Momente der Kulturgeschichte dargestellt, von den Anfängen der Menschheit bis zu den neuesten Entdeckungen der Wissenschaften. Die Kulturgeschichte ist nicht nur eine Geschichte der Kunst und der Wissenschaften, sondern auch eine Geschichte der Sitten und Gebräuche, der Religionen und der politischen Verfassungen. Sie ist eine Geschichte der menschlichen Fortschritte und der menschlichen Leidenschaften. In diesem Handbuch werden die wichtigsten Momente der Kulturgeschichte dargestellt, von den Anfängen der Menschheit bis zu den neuesten Entdeckungen der Wissenschaften.



Norwegischer Bauernteppich (Wandbehang) von 1613. Oslo, Kunstindustriemuseum.
 Das Hauptbild stellt das Gastmahl des Herodes als höfisches Renaissancefest dar, vorn Salome im höfischen Paartanz bei Fanfarenmusik. Links Salome mit dem Haupt des Johannes. Oben die drei Könige und andere biblische Szenen.



Titelblatt der dänischen Verfassung von 1660, der ausgeprägtesten absolutistischen Verfassung Europas, in der Veröffentlichung von 1709. Nach der Zeichnung von Mönichen gestochen von A. Reinhardt.

In der reichen Renaissance-Umrahmung mischt sich allegorische Emblemfreude mit naturwissenschaftlicher Genauigkeit und der Lust eines entdeckenden Zeitalters am Exotischen.

1837 hatten 91% aller norwegischen Kinder diese Schulbildung erhalten, d. h. nur die Städte, die Bergwerksbezirke und einige wenige reiche Bauerngemeinden des Ostlandes waren zur festen Schule übergegangen. Und noch das schwedische Schulkomitee von 1825 hat die Unterweisung im Elternhaus als das Erwünschte, die öffentliche Volksschule als Notbehelf erklärt.

Nur wenig besser stand es in der Stadt. Die öffentlichen Stadtschulen wurden von der bürgerlichen Gesellschaft gemieden und erlebten mit wenigen Ausnahmen eher Verfall als Entwicklung. Denn der junge Mann aus besitzendem Stande erhielt eine Einzelerziehung. Der „Informator“ gehört zum Bilde des adligen Haushaltes, und auch hierin folgte der kapitalkräftige Bürger dem adligen Vorbild. Der Informator ist kulturgeschichtlich wichtiger als der Schullehrer, denn einerseits ging die Blüte der skandinavischen Bildung durch seine Hand, andererseits ist der Informatorposten für den Unbemittelten eine Quelle der Bildung, des Geschmacks und — durch die notwendig abschließende Studien- und Kavaliersreise — der erweiterten Weltkenntnis, für viele zugleich ein sicherer Weg in Amt und Brot. Selbst der Minderbemittelte hielt indessen seine Kinder der öffentlichen Schule möglichst fern und überwies sie wenigstens für den Anfangsunterricht der kostspieligeren Privatschule und später der Lateinschule. So war die öffentliche Schule eine ausgesprochene Armenschule und entsprechend knapp gehalten. Das Schulinteresse jener Zeit offenbarte sich vielmehr vorwiegend in zwei Richtungen. Einerseits war die Schule ein Ziel privater Mildtätigkeit; der alte Begriff der frommen Stiftung und des christlichen Werkes wandte sich mit Vorliebe der Schule zu. Andererseits begann man in privaten Gründungen mit neuen, beweglicheren und moderneren Schultypen zu experimentieren, d. h. es setzten Versuche ein, die Schule dem Bildungsbegriff der aufgeklärten bürgerlichen Gesellschaft anzupassen. Aber sie haben für den Norden keine tiefgehende Bedeutung gehabt. Basedow konnte sich in Dänemark nicht halten. Und in einen allgemeinen Bildungsplan ist doch auch die niedere wie die höhere städtische Schule erst im 19. Jahrhundert eingeordnet worden.

Endlich ist im 18. Jahrhundert auch die Hochschule zwar die Lehr- und Forschungsstätte weltberühmter Gelehrter, aber namentlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nicht der Brennpunkt des zeitgemäßen wissenschaftlichen Lebens gewesen. Denn noch gab es keine geregelte akademische Beamtenbildung; noch immer war die Theologie die führende Wissenschaft, ohne daß sie die Gesamtheit der Wissenschaften zu der großen Einheit der mittelalterlichen Hochschule zusammenzufassen vermochte. Es ist für das Verhältnis des 18. Jahrhunderts zur Universität überaus bezeichnend, wie sehr Holberg, der doch amtlich mit ihr so lange verbunden war, an ihr vorbeilebte. Die hohe Schule ist für ihn und seine Artgenossen doch nur der Sitz eines verstaubten Formalismus und damit das Ziel ihrer pädagogischen Satire. Die beiden wirklichen Neuschöpfungen Dänemarks auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Bildung standen außerhalb der Universität. Die Wiedererrichtung der adligen Akademie von Sorö (1742), zeitweise Basedows Lehr- und Experimentierfeld, die nun die Aufgabe erhielt, dem jungen Adligen den letzten geistigen Schliff in der Ausbildung zum „Mann von Welt“ zu geben, ist eine Gegenschöpfung des individualistischen Jahrhunderts gegen die veraltete Universität. Und nicht dieser, der er so lange angehörte, sondern eben jener adligen Akademie hat Holberg sein gesamtes Vermögen vermacht und damit angedeutet, wo er die Zukunft sah. Und die zwei so zeitgemäßen neuen Professuren für Ökonomie (1759) wurden nicht der Universität angegliedert, sondern bestanden frei neben ihr als Gründungen der Kopenhagener „Natural- und Haushaltsgesellschaft“. In Schweden ist genau die gleiche Mißachtung der Universitäten neben großer Schätzung einzelner Gelehrter zu beobachten. Die Reformkommission von 1750 dachte daran, die Universitäten ihres eigentlich wissenschaftlichen Charakters zu entkleiden, sie zu höheren Fachschulen zu machen und die wissenschaftlichen Aufgaben den neuen „Akademien“ zuzuweisen. Gustav III. und sein Kreis hatten selbst für das altberühmte Uppsala im Grunde nur Verachtung. Henrik Kellgren, der eindrucksvollste und bedeutendste der gustavianischen Literaten, gab seine Dozentenstellung an der finnischen Universität Åbo auf und suchte seine geistige und gesellschaftliche Bahn stattdessen abseits der Hochschule in der Hauptstadt.

Trotz allem ist das 18. Jahrhundert für die moderne Entwicklung der Schule wegweisend geworden. Es hat den Begriff der allgemeinen Bildung und Erziehung als eigenständige Aufgabe des Staates gedacht, wenn auch nicht verwirklicht. Es hat aber auch die Zwiespaltung der nur scheinbar gleichmäßig gestaffelten Schule in Volksbildung und höhere Bildung gemäß seiner gesellschaftlichen Abgrenzung von Ober- und Unterschicht festgelegt und die höhere Bildung aus den internationalen Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft, nicht aus den nationalen Wurzeln der eigenen Volksgemeinschaft inhaltlich bestimmt. Es hat endlich die kapitalistische Umgrenzung des höheren Weges vorbereitet, dessen langwieriger und kostspieliger Verlauf den „Aufstieg“ durch die Schule ungemein erschwert, dessen umhertotes Berechtigungsdenken den Begriff der „akademischen Bildung“ geschaffen und in seiner formalen Erstarrung so verdächtig gemacht



50434



77. Brunnbacken in Stockholm zur Zeit Gustavs III. Zeichnung von Jonas Severtorn im Rathaus von Stockholm.

hat. Mit der Durchführung der liberalistischen Denkweise ist daher auch die Schule des Nordens, einschließlich der Hochschule, europäisch geworden und dadurch, wenn auch nicht so offen wie anderwärts, der geistigen Krise der Zeit ausgesetzt.

Für die Bildungsarbeit des 18. Jahrhunderts sind andere Mittel wichtiger als die Schule. Wir begegnen dem Wahlspruch „*utile dulci*“ an zwei wichtigen Stellen der schwedischen Literatur, als Motto des „Schwedischen Argus“, der einzigen bedeutenden „moralischen Wochenschrift“ des Landes, und eine Generation später als Name der bedeutendsten literarischen Gesellschaft. Literatur und Gesellschaft erscheinen damit als die gegebenen Werkzeuge bürgerlicher Bildung. Allein in diesem Sinne wird hier die Literatur für uns wichtig, während eine nur literaturgeschichtliche Darstellung beiseite bleibt.

Wenn wir die Literatur des 17. Jahrhunderts vor den anderen Künsten zurücktreten ließen, weil sie im darstellerischen Gesamtkunstwerk des höfischen Festes vergleichsweise weniger bedeutete, so wird ihre Rolle im 18. Jahrhundert um so wesentlicher. Literatur ist noch keineswegs in romantischem Sinne freiströmende Entladung des entflammten Individuums. Alle Literatur ist noch zweckbestimmt: „*Vitterhet, belles lettres*“ besagt mehr als unser Ausdruck „schöne Literatur“ und umspannt zugleich die heutigen Geisteswissenschaften, also Philosophie, Geschichte, Antike, Sprache, Altertumskunde, Ökonomie usw., bezeichnet aber zugleich die Forderung gefälliger und faßlicher Form um einen zweckbestimmten Inhalt.

Daneben besteht die Wissenschaft in ihrer Strenge weiter. Sie gab ihre renaissancehaft schwellende Allseitigkeit auf und drängte die üppige Phantasie zugunsten des Verstandes zurück. Sie sah nicht zusammen, sie legte auseinander und ordnete systematisch an. Der Schwede Carl von Linné und seine systematische Botanik sind im Norden der reifste Ausdruck der neuen Wissenschaft. Die *Descriptio*, die Beschreibung

als geographisch-kulturgeschichtliche Methode ist für die Zeit ebenso bezeichnend wie die Quellensammlung für die Geschichte.

Holbergs Beschreibung Dänemarks und Norwegens (1729), Erik Pontoppidans *Natürliche Geschichte Norwegens* (1752), Linnés *Iter lapponicum* (1732) sind hervorragende Zeugnisse der einen Gruppe, Langebeks *Scriptores rerum danicarum*, Suhms ungeheuerliche *Dänengeschichte* und des Schweden Gjørwell zahllose historische Quellenpublikationen — Wichtiges und Unwichtiges durcheinander — Beispiele der anderen. Diese Wissenschaft ersetzt Weite durch Eindringlichkeit und versöhnt durch ihre Emsigkeit mit der mangelnden Tiefenschau einer im Grunde unhistorischen Zeit.

Alle Wissenschaft aber sollte lebendige Wissenschaft sein, sonst war sie Pedanterie. Sie sollte dem allgemeinen Nutzen zufließen — Linnés Forschungsreisen in Schweden waren mit praktischen Aufgaben erfüllt, und die Landesbeschreibungen wandten ihr Hauptaugenmerk den natürlichen Reichstumsquellen zu. Oder die Wissenschaft sollte zur Belehrung der bürgerlichen Gesellschaft beitragen, also in Bildung umgesetzt werden. Sie sollte übersichtlich und leicht faßlich sein, in die Breite wirken, nicht in die Tiefe. So entstand die faßliche und gewandte wissenschaftliche Darstellung als Gegenstück des gelehrten Zopfes und entsprechend der zeittypische geschmackvolle Dilettant gegenüber dem Fachgelehrten. Dem Dilettanten des 18. Jahrhunderts fehlt wieder das Vereinzelte und Abenteuerhafte, das bei Persönlichkeiten wie Stiernhielm oder Kristina vorherrschte. Er ist zum Typus geworden. Und als solcher griff er nicht mit dem Schwung schöpferischer Entdeckerfreude in die Welt hinein, sondern ordnete, genau wie Holberg, die vorhandenen und erreichbaren Dinge in eine konventionell anerkannte Denkgrundlage ein. Er suchte sie mit dem „Sensus communis“ in Übereinstimmung zu bringen, dessen beliebter Verkünder auch für den Norden Christian Wolff wurde. Er brauchte sich dabei nicht mehr als einzelner aus dem strengen Gefüge zentralistischer Orthodoxie zu lösen; der Grundsatz der Meinungsfreiheit war aufgestellt und anerkannt, solange er nicht mit der öffentlichen Ordnung zusammenstieß. Freilich bedeutete diese Verbreiterung zugleich eine Verflachung. An geistiger Energie und Wucht kann sich nicht einmal Holberg mit den großen Gestalten des 17. Jahrhunderts messen, denen er an Klarheit und Sauberkeit des Denkens überlegen ist. Aber es ergab sich denn doch eine geistige Schulung und Schärfung auch der durchschnittlichen Köpfe, die ihre Früchte im Guten und Bösen im 19. Jahrhundert getragen und seine Größe, jetzt aber auch seine Krise erzeugt hat.

Utile dulci besagt aber noch mehr. Bildung soll nicht nur faßlich, sie soll auch angenehm sein. Im Begriff der *Vitterhet* sind die Grenzen von Wissenschaft und Literatur verwischt. Wissenschaft gibt sich amüsan, nicht gelehrt, leicht gewandt, nicht schwer gerüstet, muttersprachlich, nicht lateinisch. Andererseits ist Literatur nicht selbstherrlich; Poesie ist nur schöne Form um einen bildungsmäßigen Inhalt, beschreibend, belehrend, erziehend. Was wir im Leben beobachten, nämlich daß die Form des Rokoko dem eigenbestimmten bürgerlichen Lebensinhalt aufgeprägt wird, wiederholt sich in der Literatur. Form — und zwar größtenteils überlieferte oder von außen her übernommene Form — wurde kunstgewerblerisch einem eigenbestimmten Inhalt ungelegt. J. H. Kellgren, der führende schwedische Geist der Zeit, richtete den schärfsten Stoß gegen den Mystizismus seiner Zeit in einem Alexandrinergedicht. Aber sein Titel klingt nach satirischer Abhandlung: „Man ist kein Genie, bloß weil man verrückt ist.“ Und es ist mit umfangreichen Anmerkungen versehen, die in Wirklichkeit eine Streitschrift der gesunden Vernunft gegen den Okkultismus sind und den eigentlichen Kern seines Werkes bilden.

Daher begreift man nun die Leidenschaftlichkeit des Kampfes um die Form. Denn die Form zerbrechen, das hieß ja von diesem Standpunkt aus Poesie überhaupt leugnen. Wie im Leben wirkte auch in der Literatur das Zerstören der Form als revolutionäre Überschreitung der bürgerlichen Konvention. Darum blieb Klopstock in Dänemark trotz allem unbegriffen und einsam, und die Versuche dänischer Aufklärungsdichter, ihn äußerlich nachzuahmen, mußten an ihrer inneren Unmöglichkeit scheitern. Darum schlug auch in Schweden der Kampf um den reimlosen Vers so hitzig empor, als der schwedische Stürmer und Dränger Thomas Thorild — ein Vereinsamter in seiner Heimat — die überlieferten Formen verwarf und in reimlosen Rhythmen innere Form suchte. Darum zog Kellgren gegen den reimlosen Vers im Namen der Vernunft ebenso erbittert zu Felde wie gegen den Mystizismus. Darum endlich blieb der Gustavianischen Generation der Weg zu Goethe und Shakespeare, dem „Waldmenschen der Literatur“ verschlossen.

Das Werk Holbergs kann man als vorbildlich für die Zeit betrachten. Vom bürgerlichen Bildungsbegriff aus erscheint es als Einheit. Seine frühen naturrechtlichen Werke gehören ebenso zu den belles lettres wie seine späteren historischen und landeskundlichen, seine Komödien so gut wie seine übrige satirische oder betrachtende Dichtung (Nils Klim, die Fabeln, die moralischen Gedanken, die Episteln). Sein einziges, unaufhörlich abgewandeltes Thema ist der Mensch als Verkörperung der Vernunft. Diese Aufgabe wird von immer neuen Seiten mit immer neuen Mitteln angegriffen, ob sich die Vernunft nun humanistisch in Sokrates oder historisch in den Herrschern des oldenburgischen Hauses darstellt, ob sie durch die Figuren der Komödie von den Brettern oder durch die Tiere der Fabeln aus dem Buche spricht. Immer ist der bewußte Zweck ein „fabula docet“, also Pädagogik, Bildung, Vernünfftigung.

Seine wissenschaftliche Arbeit soll und will nicht in erster Linie als Forschung, sondern als Zubereitung für die gebildete Welt erfaßt werden. Trotz seiner humanistischen Neigungen steht sein Lebenswerk unter dem Streben nach Popularisierung; der schlimmste Vorwurf wäre für ihn, ein gelehrter Pedant zu sein. Auch darin sind seine Komödien nur die andere Seite desselben Gesamtwerkes. Die Bühne wird zur moralischen Anstalt. Während die Wissenschaft aus der Höhe weltfremder Selbstgenügsamkeit auf den Boden allgemeiner Aufklärung hinabsteigt, erhebt sich die Komödie von bloßer Schaulust und grobem Gelächter zu einem Werkzeug der Bildung, indem sie das Normale vom Verschrobene, das Gebildete vom Rohen, das Vernünftige vom Unvernünftigen sauber abgrenzt. Und wie die beschreibende Wissenschaft der Zeit die Erscheinungen systematisch auseinanderlegt und einordnet, stellt die holbergsche Komödie die einzelnen Typen: den Pedanten, den Kannegießer, den Bramarbas in sauberen Exemplaren nebeneinander — ein freilich ungeheuer lebendiges Herbarium menschlicher Torheiten.

Neben dem großen Dänen steht, kleiner im Format, der Schwede Olof Dalin. Neben Holbergs Dänengeschichte seine Schwedengeschichte. Neben Holbergs Komödien seine hervorragende moralische Wochenschrift „der schwedische Argus“ mit ihren Charaktertypen, neben Holbergs sonstiger Zeitsatire die parodistische Dichtung für den Hofkreis Ulrike Louises. Von diesen beiden Männern geht der Anstoß für die ganze Bildungsliteratur des Jahrhunderts aus. Daran ändert nichts, daß in der späten Aufklärung namentlich Schwedens rein ästhetische Aufgaben zu überwiegen scheinen. Das bedeutet nicht mehr als ein Überschwellen der Form über den Inhalt in den Händen genußfroher und geschmackvoller Empiriker. Es führt nicht zur Entdeckung eines neuen Inhaltes oder eines neuen Verhältnisses von Form und Inhalt. Die *po' sie fugitive*, das Vorwalten des Witzes über die Vernunft sind gewissermaßen nur sportliche Veranstaltungen des Geistes, die schließlich zum Siege der Vernunft einüben.

Holbergs großer Einsatz ist die Verwendung der dänischen Sprache als wissenschaftliches und geistiges Ausdrucksmittel. Mit Holberg und Dalin beginnt die Geschichte der modernen Prosa. Hier wie in vielen anderen Dingen führt die Aufklärung die bürgerlichen Ansätze der Reformationszeit weiter. Es galt auch sprachlich in die Breite zu wirken, die Sprache der bürgerlichen Gesellschaft zu reden. Man erkannte, daß sich alles in der heimischen Sprache sagen läßt, wenn man sie „poliert“, d. h. vernünftig und geschmackvoll erzieht. Die Pflege der Muttersprache geschah aus pädagogischen, nicht aus nationalen Gründen. Aber sie ist der große nationale Einsatz einer menschheitlich denkenden Zeit. Das verbindet Holberg mit der humanistisch sentimentalischen Schriftstellerei Rahbecks und der satirisch revolutionären P. A. Heibergs und Dalin mit den geschmeidigen schwedischen Stilisten der gustavianischen Zeit ebenso wie mit dem drangvollen Pathos ihres Gegners Thorild.

Bei dieser geistigen Lage mußte die Presse zum wichtigsten Organ der Verbreitung und Verbreiterung von Bildung werden. Erst das 18. Jahrhundert entwickelte im Norden das Drucken zu moderner Breite. Das Buch wurde ein Wahrzeichen der bürgerlichen Gesellschaft. Zu der wachsenden hauptstädtischen Presse gesellte sich eine bescheidenere Provinzpresse. In der bürgerlichen Gesellschaft finden wir die leidenschaftlichen Büchersammler, die Verfasser umfänglicher literarischer Repertorien, deren Wert bis heute fortbesteht. Literatur wurde Gegenstand der Diskussion und Kritik von oft großer Leidenschaftlichkeit; der Kampf um Klopstock in Dänemark, um den reimlosen Vers in Schweden vollzog sich unter öffentlicher Anteilnahme. Über literarische Erscheinungen, auch des Auslandes, mitreden zu können, gehörte zu den Anzeichen bürgerlicher Bildung.

Neuartige Formen, die das 17. Jahrhundert kaum ansatzweise gekannt hatte, wurden von diesem Bildungsleben gefordert. Zeitschrift und Zeitung begannen ihr Werk, wobei im 18. Jahrhundert die Zeit-

schrift noch unbedingt am wichtigsten ist. Erst das 19. Jahrhundert lernte Typus und Verbreitung der modernen Tageszeitung kennen; im 18. Jahrhundert war sie noch unbedeutend und wenig interessant. Das politische Flugblatt, namentlich das Pamphlet, die gesellige Kleinliteratur konnten noch handschriftlich verbreitet werden. Das periodische Blatt aber war auf den Druck angewiesen. Holberg stand dieser Form noch fern; sein Sprachrohr war das Buch. Der englische Typus der moralischen Wochenschrift fand in Schweden früh Nachahmung. In dem „sittenlehrenden Mercurius“ der Brüder Carlsson (1730) erhielt es seine erste, und schon 1732 in Dalins „schwedischem Argus“ seine bedeutendste Zeitschrift dieser Art. Dänemark, wo der Pietismus hemmend wirkte, folgte erst später. Nach unbedeutenden Versuchen schuf Jörgen Riis erst 1744 den „dänischen Spektator“, der aber schon im folgenden Jahre durch Johann Elias Schlegels deutsch geschriebene Zeitschrift „Der Fremde“ weit überflügelt wurde. Den Höhepunkt bilden dann erst Cramers ebenfalls deutscher „nordischer Aufseher“ von 1758, der für den deutsch-skandinavischen Kulturaustausch von großer Bedeutung wurde, und der geistesverwandte „patriotische Zuschauer“ des Dänen Sneedorff (1761). Auch auf diesem Gebiet ist die Bedeutung des Deutschen für Dänemark nicht zu verkennen.

Mit dieser neuen Literatur bildet sich ihr Träger, der Journalist aus. Er ist das Gegenspiel des gründlichen Gelehrten, des schreibenden Mannes der vorherigen Epoche. Seine Aufgabe ist der schnelle, gewandte Vorstoß in die verschiedensten Bezirke konventioneller Bildung, der Verzicht auf Dauer zugunsten spannender Verdichtung im Augenblick. Statt der Allseitigkeit renaissancehafter Welterfassung die Vielseitigkeit vernünftiger Weltzubereitung. In Skandinavien gehörten die besten literarischen Köpfe der Aufklärung, ein Sneedorff, Rothe, Heiberg, Rahbeck, Baggesen in Dänemark, ein Dalin, Gjørwell, Rosenstein, Kellgren, Leopoldt in Schweden diesem Typus an.

Die Zeitschriftenfreudigkeit hält sich auch im späten 18. Jahrhundert; eine Flut meist kurzlebiger Zeitschriften ergießt sich über die Gesellschaft. Allmählich wandelt sich ihr Charakter. Ihr Ziel wird statt des Menschen der Bürger, und in dem Dreiklang: Vernunft, Tugend, Freiheit wird dieser letzte Ton immer stärker. Die eigentlich politischen Fragen waren und blieben gefährlich, politische Diskussion daher unausgebildet und versteckt. Um so eifriger wurden soziale und wirtschaftliche, philosophische und künstlerische Fragen beantwortet.

Dabei zeigen Schweden und Dänemark bezeichnende Unterschiede. Die führende schwedische Zeitschrift der gustavianischen Epoche, Kellgrens „Stockholms Posten“, ist geistig viel radikaler als ihre dänischen Zeitgenossen, ungehemmt kirchenfeindlich, unentwegter Verkünder Voltaires und der Encyklopaedie. Aber sie verblieb ganz in empiristischer oder sensualistischer Philosophie und ästhetisch geschmackbildender Wirksamkeit. Praktisch politische und soziale Fragen liegen Kellgren fern. Darin bleibt er ganz aufgeklärter Absolutist und Freund des aufgeklärtesten Monarchen des Nordens. Erst nach dem Tode Gustavs III. politisieren sich die führenden schwedischen Zeitschriften.

In Dänemark bleibt der Ton — etwa in Rahbecks Zeitschriften „Minerva“ und „dänischer Zuschauer“ — gemüthlicher, kleinbürgerlicher und praktischer. Die philosophische Grundhaltung ist eine freundliche Glückseligkeitslehre, an deren sozialer und wirtschaftlicher Verwirklichung die Zeitschriften mitwirken wollen. Voltaire und Rousseau werden nur in heilsamer Verdünnung geboten. Dafür bleibt die Beziehung zu Deutschland bewahrt; weniger Klopstock als die Freundschaftsschwärmerei des Hainbundes und der Überschwang des Werther sind spürbar, und selbst die in Schweden starr abgelehnte Entwicklung der deutschen Klassik und der kantischen Philosophie treten wenigstens ins Blickfeld der Dänen. Die größere Leidenschaft für das Praktische und Einzelne führt zu Ausflügen in das aktuell politische Feld, eine Neigung, die dem bissigen Heiberg erhebliche Polizeistrafen und schließlich die Landesverweisung eintrug.

Die Zeitschrift wendet sich an ein „Publikum“ bzw. sie schafft diesen Begriff im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft. Zum ersten Male berücksichtigt sie auch die Frau als Teilhaberin an den bürgerlichen Bildungsgütern und leitet damit die bürgerliche Lösung der Frau aus uralten Bindungen ein. Das Wechselspiel der Beeinflussung von Zeitschrift und Publikum begann, und die Zeitschrift wurde zugleich ein Sprachrohr der öffentlichen Meinung. So unbedarft und unbedeutend im allgemeinen die Mitarbeit des Publikums an den Zeitschriften des 18. Jahrhunderts ist, so wenig darf ihre kulturgeschichtliche Bedeutung übersehen werden. Die Verbreiterung nicht nur des lesenden, sondern auch des schreibenden Publikums gehört zu den Merkmalen der Bildung in der bürgerlichen Gesellschaft.

Zum ersten Male darf man jetzt auch im Bauerntum vom Lesen als Teil seines kulturellen Daseins reden. Die „bäuerliche“ Literatur ist eine andere als die bürgerliche — Schillingsdruck und fliegendes Blatt. Noch wichtiger ist die religiöse Literatur, statt oder neben der teuren Bibel der Katechismus und die Andachts- und Predigtbücher von handfest altgläubiger oder pietistischer Färbung, die mehr als die akademisch rationalistischen Pfarrer den religiösen Sinn des Volkes genährt haben. Selbst der große norwegische Laienprediger Hans Nielsen Hauge (1771—1824), der ohne akademische Umwege aus dem Bauerntum kam, begann seine Wirksamkeit mit einer gedruckten Schrift und benutzte sein Leben lang neben dem mündlichen das schriftliche Wort. Er gehört zu den großen Briefschreibern des Nordens. Es ist kein Zufall, daß die Laienfrömmigkeit im Norden „Läseri“ heißt. Doch auch der Rationalismus hatte das wachsende Lesebedürfnis der Bauern erkannt. Daher wurden von rationalistischen Pfarrern ländliche Lesegesellschaften und Leihbibliotheken gepflegt, um neben der Predigt als Kampfmittel gegen die erwachende Laienfrömmigkeit zu dienen.

Die Gestaltung der Aufklärungsbildung aus dem Grundsatz der Meinungsfreiheit vollzog sich in einem Raume, der politisch und staatlich noch ganz zentralistisch arbeitete. Das mußte zu Zusammenstößen führen. Für den Staat war regelnde Aufsicht über das Denken seiner Glieder selbstverständlich. So flammten die Kämpfe um Zensur und Druckfreiheit auf, um das Recht des Staates und das Recht des Bürgers.

Gerade hier entfaltete sich im Norden die stärkste revolutionäre Energie. Der Name „Druckfreiheit“ für die Freiheit der Meinungsäußerung zeigt die gewaltig gestiegene Bedeutung der Presse. Sie anerkennt, hieß den zentralistischen Staat leugnen. Im Norden haben die beiden fortschrittlichsten Staatsmänner, Struensee und Gustav III., die Druckfreiheit durchzuführen versucht, aber nach bitteren Erfahrungen als verantwortliche Leiter zentralistischer Staatsgebilde selbst den Grundsatz wieder einschränken müssen. Namentlich im Ende des Jahrhunderts fühlte sich der Staat unter dem Eindruck der Revolution wieder zu schärferem Zugriff genötigt. Die Prozesse gegen Thomas Thorild in Schweden, gegen Heiberg und Malte Bruun in Dänemark sind Folgen der Revolutionsangst gewesen und haben mit der Vernichtung oder Beeinträchtigung ihres bürgerlichen Daseins geendet. Denn auch Thorilds Versetzung an die ferne Universität Greifswald bedeutete eine Landesverweisung.

Doch das Prinzip der Druckfreiheit ließ sich nicht mehr zurückdämmen. Jene Prozesse waren die letzten im Norden, durch die das freie Wort im Sinne der bürgerlichen Gesellschaft die bürgerliche Existenz seines Verfechters bedroht hat. In dieser Beziehung ist der Norden außerhalb der heiligen Allianz geblieben. In Schweden erschien die Druckfreiheitsordnung, auf deren Grundlage noch das heutige Schweden lebt, im Jahre 1810, in Norwegen ist sie ein Teil der Verfassung von 1814. In Dänemark sind in den 30er und 40er Jahren die letzten Versuche eines zentralistischen Vorstoßes gegen die Meinungsfreiheit als veraltet am Widerstande der bürgerlichen Gesellschaft gescheitert.

Als zweiten Träger des Bildungslebens bezeichneten wir die „Gesellschaften“. Das grundsätzlich freie Individuum empfand seine Vereinzelung in Wirklichkeit immer noch als Vereinsamung und drängte nach Zusammenschluß. Wo es ihn nicht fand, wie etwa Holberg, entwickelt sich die seelische Krankheit des Vereinzelten, die Hypochondrie, die ein Holbergforscher als die Modekrankheit dieser Zeit bezeichnet hat. Doch in der Regel schuf sich das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft eine Eingliederung in neuen bürgerlich-konventionellen Formen. Dem religiös gestimmten Menschen gab der pietistische Konventikel die ersehnte Gemeinschaft. Für den weltlich gerichteten heißt die Form: Orden, Klub, Verein, Akademie oder ähnlich. Sie unterscheiden sich grundsätzlich von den alten Formen der Zunft, Gilde oder Kompanie. Jene waren schicksalshafte, durch Geburt oder Lebenslage für den Einzelnen gegebene, sein ganzes Dasein umspannende, überindividuelle Gebilde gewesen. Diese entstehen aus dem freien, „konventionellen“ Zusammenschluß der Einzelnen und umspannen von seinem Dasein nur einen Teil, dessen Umfang durch freien Willensentschluß wesentlich bestimmt wird. Sie sind damit die Vorläufer der so wichtigen Vereinsbildung des 19. Jahrhunderts und der noch zwangloseren Kreisbildungen, in denen sich der bürgerlich gesellige Verkehr vollzieht.

Aber jene konventionellen Bildungen des 18. Jahrhunderts suchen noch eine festere Form, eine schärfere

Abgrenzung nach außen oder eine stärker gefühlte innere Bindung ihrer Glieder als die geselligen Kreise des 19. Jahrhunderts. Der Orden ist für Schweden, der Klub für Dänemark die leitende Form — jener ebenso bezeichnend für die schwedische Doppelneigung zu darstellerischer Feierlichkeit und für Mystik, wie dieser für die dänische Neigung zu witzigem Behagen. Zugleich zeigt der Orden wieder die Abhängigkeit der bürgerlichen Form von dem höfischen Vorbild. Denn das Ordenswesen fand am Hofe Gustavs III. und namentlich seines Bruders, des nachmaligen Königs Karl XIII. eifrige Pflege. Sein mystisch okkultur Hintergrund wird später zu besprechen sein. Hier beschäftigt uns der Orden zunächst nur als gesellige Form. Sie ist schon früh auf alle möglichen Gesellschaftsbildungen übertragen worden. Auch wenn diese rein literarischen oder geselligen Aufgaben dienten, behielten sie die vielgestufte Gliederung, die Fülle



78. Kalottpredigt. Kupferstich aus Olov von Dalins Skrifter. Spielerische Auflösung der lutherischen Glaubensfestigkeit.

der Zeichen und Embleme und die geheimnisvolle Abgeschlossenheit gegen Unzugehörige bei. Sie erfüllten aber damit zugleich die Sehnsucht des Individuums nach fester Verbundenheit. Neben den großen internationalen Gebilden, den Freimaurern und Illuminaten, besaß Schweden damals eine unübersehbare Zahl kleiner Orden, die in den verschiedenen Untergruppen der bürgerlichen Gesellschaft wurzelten, in der Regel aber zugleich ein Bindemittel zwischen diesen Gruppen bildeten. Ihre Namen sind nicht ohne Interesse. Sie wollen geheimnisvoll, magisch und exotisch wirken, wie schon der literarisch gesellige Orden „Awazu und Wallasis“, den der junge Dalin als gräflich Rålamb'scher Informator stiftete, oder der bis heute bestehende „Coldinorden“ (1762). Sie spielen ein geheimnisvolles Ritterwesen wie die „Johanniterbrüder“ oder die „Asiatischen Brüder“. Sie drücken devisenhaft aufklärerische Tugendbestrebungen aus, wie der gesellige Amarantherorden, der auch weibliche Mitglieder zuließ und dessen Mitglieder sich verpflichteten, nichts zu tun, was das „Allmächtige Auge“ kränken könnte. Oder sie treten unmittelbar mit aufklärerischen Namen hervor, wie die beiden bedeutendsten literarischen Gesellschaften, der „Tankebyggareorden“ von 1753 und „Utile dulci“ von 1766, der erste den Aufbau und die Zucht der Gedanken, der andere die innige Durchdringung des Nützlichen und Schönen verkündend. Einzelne Namen knüpfen spielerisch an andere Bindungsformen an. So bezeichnet sich eine 1740 gegründete Sprachgesellschaft als „Sprachgilde“, oder die vergnügte Hofgesellschaft der jungen Königin Ulrike Louise bildete ein „Calottregiment“, dem der junge Dalin als „Feldprediger“ seine parodistischen „Calottpredigten“ hielt (vgl. Abb. 78).

Die Ordenssucht hat auf Dänemark und Norwegen über die Freimauerei hinaus nicht ansteckend gewirkt. Der dänische Klub ist gleich seinem englischen Vorbild weit formloser und geöffneter als der schwedische Orden, daher in seinen Namen auch farblos. Er sammelt sich um mancherlei aufgeklärte, humane und nützliche Ziele, eine gesellige mündliche Fortsetzung des schriftlichen Journals. Sein eigentümlich dänisches Gepräge erhält er durch seine Neigung zum Theaterspiel. Was dem Schweden sein Ordensmummschanz ist, das ist dem Dänen sein Theater, sein öffentliches und sein dilettantisch privates. Entsprechungen zu den dänischen Klubs fehlen in Schweden nicht; sie sind dort betont politisch — in der Freiheitszeit als Parteiklubs, in der nachgustavianischen Zeit als Sammelstätten von revolutionärem Radikalismus.

Ernsteren und öffentlichen Charakter haben die wissenschaftlichen oder literarischen Vereinigungen, die sich „Akademien“ oder „Sozietäten“ nennen.

Die älteste schwedische Gründung, die Wissenschaftssozietät (1710) entstand noch in Uppsala, also von der Universität aus, ihre jüngere, sie bald überflügelnde Rivalin, die Akademie der Wissenschaften (1739) dagegen in der Hauptstadt. Dieser ihr Gründungsort ist ebenso bezeichnend für die Zeit wie die Persönlichkeiten ihrer Gründer. Es waren ein bürgerlicher Kapitalist (Jonas Alströmer), ein Techniker (Morten Triewald), ein Naturforscher (Linné) und drei Mitglieder des Hochadels. Sie ist modern in ihrem Inhalt — denn sie stellt sich die praktische Nutzbarmachung wissenschaftlicher, technischer und ökonomischer Erfahrungen zur Aufgabe; modern auch in ihrer Form — denn sie benutzt die schwedische Sprache für ihre Veröffent-

lichungen. Wenig später, 1742, erhielt auch Dänemark seine Akademie, neben die 1745 eine sprachlich-historische Wissenschaftsgesellschaft trat. 1760 folgte endlich Norwegen. Der gelehrte und bedeutende Bischof Johan Ernst Gunnerus von Trondjem gründete mit den Historikern Schöning und Suhm die „Drontheimer Gesellschaft“, die sich seit 1767 „Königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften“ nennen durfte.

Zu erwähnen ist weiter die zeittypische Form des Salons. Er ist nur noch sammelnder Mittelpunkt Gleichgesinnter oder Gleichgestimmter, Öffnung eines privaten Hauses nach außen. Hier erwuchs der Frau die Aufgabe, den einheitlichen Ton anzugeben, auf den der geöffnete Kreis gestimmt ist. In Schweden war in den 50er Jahren der Salon der Dichterin Hedwig Charlotta Nordenflycht ein Treffpunkt des geistigen Stockholm. Um die Jahrhundertwende verrät uns Malla Siverstolpes Salon, der Sammelpunkt der jungen Romantik, die Rückkehr des geistigen Schwerpunktes von der Hauptstadt nach Uppsala. In Kopenhagen wird Rahbecks berühmtes „Bakkehus“, der ländlich-städtische Besitz des unermüdlichen Schriftstellers, zum Sammlungsort jener Generation, die vom 18. zum 19. Jahrhundert überleitet, und auch hier war die Frau, Kamma Rahbeck, der beseelende Mittelpunkt. Endlich stehen neben und hinter diesen sichtbaren geselligen Gebilden die unzähligen privaten Freundeskreise, in denen ein sentimentaler Kult der Freundschaft gedeiht und wo menschliche Übereinstimmung die Auswahl bestimmt, angefangen von den espritvollen Abendgesellschaften in den Schlössern Gustavs III. oder dem Bernstorffschen Zirkel, in dem sich Klopstock zuhause fühlte, bis hinab zu den feuchtfröhlichen und biederer kleinbürgerlichen Zusammenkünften, in denen Bellman und andere seiner Art gediehen.

Diese Geselligkeit, die dem 18. Jahrhundert sein Gepräge geben hilft, formt und gestaltet als ganzes die bürgerliche Gesellschaft. In den Orden und Zirkeln, Klubs und Salons gleichen sich die Unterschiede und Trennungen der Berufe, Ränge und Stände aus; das „Menschliche“ sucht sich in ihnen zu verwirklichen. Selbst die scheinbare Rangordnung der Orden verdeckt nur spielerisch die Stufungen der Wirklichkeit; der Untergeordnete kann hier für ein paar Stunden der Meister werden, und gleich dem Mummenschanz der ebenfalls so zeittypischen Maskenbälle hebt sie die geordnete Gliederung der Wirklichkeit in einer Scheinwelt auf.

Der einzelne ist meist nicht auf einen einzigen Kreis beschränkt; er bewegt sich in den verschiedenen Sphären ernster und geselliger Verbindungen. So flicht sich die Welt der Vereinigungen maschenartig ineinander, und Verbindungsfäden gehen von den Bellmanschen Kellerkneipen bis hinauf zu den höfisch stilisierten Kreisen um den Herrscher. Das Leben erhält jene halbe Öffentlichkeit, Festlichkeit und fast rauschhafte Geselligkeit, die Esaias Tegnér in seinem Jubelgedicht für die schwedische Akademie klingend verherrlicht hat. Auch in Kopenhagen entfaltete sich jene heitere Form durchgeistigten Lebensbehagens, die dieser unvergleichlichen Stadt bis heute nicht verlorengegangen ist.

Wie sich der Begriff der bürgerlichen Gesellschaft in diesen Formen immer von neuem selbst verwirklichte, so auch der Begriff der bürgerlichen Bildung. Nicht nur die Pflege wissenschaftlicher, künstlerischer und nützlicher Arbeit führte die Mitglieder solcher Gesellschaften zusammen. Sie versuchten auch durch Kritik und öffentliche Aussprache Geschmack und Bildung zu fördern und stellten durch ihre Preisausschreiben brennende Fragen zu öffentlicher Erörterung. Wo der Monarch solchen Aufgaben seine leidenschaftliche Anteilnahme zuwandte, erhielten auch diese Bestrebungen öffentliche Förderung.

Ulrike Louise gründete 1753 ihre „Vitterhetsakademi“, die später (1786) von der „schwedischen Akademie“ ihres Sohnes Gustav III. abgelöst wurde. Sie ist der stärkstmögliche Ausdruck für die Führung der geistigen Dinge von oben her, die der dänischen Aufklärung mangelte und ihr in Schweden ein eigenes Gepräge gab, sie gesellschaftlich umglänzt und national betont. Sie ist aber zugleich der deutlichste Ausdruck für die geistige Orientierung Schwedens nach Frankreich. Denn nach dem Vorbild der académie française ist Gustavs Gründung bis ins einzelne geformt, und sie vereinigt nach dem ausdrücklichen Willen ihres Gründers die Genien der Kunst und Wissenschaft mit den Genien des Geschmacks und der geselligen Zucht.

Kaum eines dieser Gebilde — wenn wir von den offiziellen absehen — hat ein langes Leben gehabt. Auch das liegt in ihrem Wesen als konventionellen und freiwilligen Vereinigungen. Eben weil sie nicht sozial oder schicksalhaft bestimmt sind, wechseln sie wie die Menschen, aus denen sich die menschliche Gesellschaft aufbaut. Je breiter sie werden, desto wirkungsloser werden sie und desto eher grenzen sich



Das Fort Vaxholm. Aus Erik Dahlberg, Suecia antiqua et hodierna.

Typische Festungsanlage aus der Frühzeit der Feuerwaffen. Das Fort deckte die nördliche Seefahrtsrinne nach Stockholm. Sammelpunkt der schwedischen Flotte mit den zeittypischen hochaufgebauten, schwer und starrbestückten Kriegsschiffen.



Fodinae araria Falunensis, qua orientem spectat delineatio

A. Trochlea ad cavernam Regimini nomine insignitam. Suedice Kegerings Schafz wind. B. Aquæ ductus, ubi collecta in cisternis aqua egeritur. Suedice Rust-Stugu.
 C. Trochlea, quæ jumento utamur, ad cavernam à Rege CAROLO XII. dictam, altitudine LX. hexapedum seu ulnarum. D. Peritrochium seu machina tractoria ad cavernam nomine Regine
 Udalricæ Eleonoræ appellatam et LX. ulnarum profundam. E. Fumus ex officinis molliendo metallo extructis. Suedice Hallstoftar. F. Vetus Curia metallicorum. G. Peritrochium ad cavernam nomine Regine
 candida dicitur, vulgo Blansjösten XL. ulnarum profunditate. H. Caverna columnæ candidæ 35. ulnarum. I. Trochleæ arcularum. Suedice Håstevinden, 51. uln.
 K. Curia nova conventui metallicorum constituta. L. Trochlea ad cavernam lignariam 70. ulnarum. M. Caverna à CAROLO XI. ducta, per subterraneos meatus 127. ulnas depressa. N. Ligamentum magnum e columna candida delapsum Anno 1687.
 p. 2. Auctoris J. Holmæ 1722

Ostansicht der berühmten Bergwerksanlage von Falun (Dalarne). Aus Erik Dahlberg. Suecia antiqua et hodierna.

Im zunächst durch Tagebau angebrochenen Grubenrevier beherrschen die Förderanlagen der Schächte mit ihren mächtigen Seilwinden das Bild. Dahinter der Rauch der Schmelzöfen.

in ihnen kleinere, enger und tiefer verbundene Gruppen ab, deren Zusammenhalt sich ganz auf das Seelische gründet. So löst sich aus der Gesamtheit des Tankebyggareordens die Dreierheit eines inneren Freundeskreises los: der vollendete, geistig gefeilte Kavalier Graf Filip Creutz, der stoisch schwere Grübler Gyllenborg und Frau Nordenflycht, die „Turteltaube des Nordens“, die Kündlerin einer neuen, sentimental gefühlswelt. Und von neuem sammelt sich um diese drei, die als Zeichen innerer Verbundenheit ihre Dichtungen gemeinsam herausgaben, der losere, modernere Nordenflychtsche Salon.

Diese Gesellschaftsbildungen haben eine Beweglichkeit und ewige Wandlungsfähigkeit, eine Flüchtigkeit und Unverbindlichkeit, die den Charakter der Epoche ausdrücken. Denn sie sind die Bindungen einer Gesellschaft, deren Streben gerade Lösung heißt, die Zusammenfassung von Auseinanderstrebendem, die Form der Formzerstörenden. Mit der Jahrhundertwende gehen die festeren dieser Formen, wie der Orden, denn auch unter, und es bleiben der lose Verein, der Salon, der Klub. Erst die aufkommenden Massenbildungen des industriellen Jahrhunderts führen zu neuartigen Zusammenschlüssen.

Eine der wichtigsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts ist der Sturz der orthodoxen Kirche aus ihrer geistig beherrschenden Stellung. Wenn der Staat sie als Landeskirche noch stützte, so entspricht dies seinem fortdauernd zentralistischen Charakter. Aber die religiösen Bewegungen in der bürgerlichen Gesellschaft untergruben die Stellung der Kirche.

Auch im Norden kann man die hauptsächlichsten religiösen Bewegungen mit den Stichworten Pietismus und Rationalismus bezeichnen. Beide sind in ihrer Art Kinder der Aufklärung. Der Pietismus ist vor allem eine Erscheinung des frühen 18. Jahrhunderts. Der Rationalismus stärkte sich naturgemäß erst im Laufe der Periode und ist vor allem eine Begleiterscheinung der vollentwickelten Aufklärung, die dann angriffslustig gegen jede Form von Kirche vorging und ihr einen Platz außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft anzuweisen suchte.

Dänemark und Schweden gehen wiederum stark auseinander. Der Pietismus bedeutet für Dänemark ungleich mehr als für Schweden, wo sich dafür die Vertreter einer scharfen, bis zu voller Verneinung der Kirche gehenden Kritik wenigstens literarisch stärker bemerkbar machen. Die Haltung der Herrscher ist dabei nicht unwesentlich: Dänemark hat seinen ausgesprochenen pietistischen König Christian VI., Schweden seine entschieden rationalistischen königlichen Spitzen in Ulrike Louise, der Schwester Friedrichs des Großen, und in ihrem Sohne Gustav III.

Der Pietismus, dessen Entstehungsgeschichte uns hier nicht beschäftigen kann, ist eine religiöse Bewegung Deutschlands. Er bedeutet den Durchbruch eines urprotestantischen, von der zentralistischen Gesellschaft nicht begriffenen Gedankens, der Verantwortung des Einzelnen vor Gott. Es bedurfte des Durchdringens des Individualismus als gesellschaftsgestaltender Macht, um diesen religiösen Gedanken wieder fruchtbar zu machen. Im Norden, wo der Pietismus nicht vor dem 18. Jahrhundert spürbar wird, ist er die Fortsetzung jener vereinzelter religiösen Persönlichkeiten, die an der Mauer der orthodoxen Kirche scheiterten. Dogma und geregelte Zeremonie, also typisch zentralistische Begriffe, leugnet der Pietismus nicht, verschiebt sie aber aus dem Zentrum zugunsten des religiösen Erlebnisses, des ringenden Bußkampfes, des persönlich unübertragbaren Durchbruchs und damit des neuen individuellen Verhältnisses zu Gott. Gewiß bilden die Pietisten religiöse Gemeinschaften, sogar von betonter Innerlichkeit und „Brüderlichkeit“. Aber diese Gemeinschaften beruhen auf dem freien Zusammenschluß der Einzelnen, die das gleiche Grunderlebnis verbindet. Und sie vernachlässigen, ja leugnen die große, unpersönliche Gemeinschaft „Kirche“. Mit den Konventikeln des Pietismus beginnt für den Norden eine religiöse Lebensform, die hier bis heute höchst bedeutsam geblieben ist, die Sekte oder Freikirche. Mit dem Pietismus ist ferner das Hervortreten des Laienelementes und die Leugnung aller sozialen Schichten verbunden, zwei Erscheinungen, die ihn sehr deutlich als Kind einer vom Menschheitsgedanken ergriffenen Zeit erkennen lassen.

Das gelobte Land des Pietismus war zeitweise Dänemark. Als Holberg 1720 die Ruhe auf kirchlichem Gebiete pries und sie der sorgfältigen Wachsamkeit der Regierung und dem friedfertigen Naturell des Volkes zuschrieb, war diese Ruhe schon längst untergraben. Denn nicht nur war die pietistische Bewegung damals von Deutschland her in Schleswig-Holstein schon weit verbreitet. Auch ihr eigentlicher geistiger Träger in Dänemark, Enevold Ewald, der Vater des Dichters Johannes Ewald, war schon in Kopenhagen tätig. Und der Kronprinz

Christian hatte schon 1721 durch die Wahl seiner Gattin aus dem armen, aber pietistisch frommen Hause Brandenburg-Kulmbach deutlich gezeigt, wohin er neigte. Als er 1730 den Thron bestieg, fand der Pietismus durch ihn und seine hochadligen Berater lebhaftere Förderung. Mit den beiden Namen Ewald und Christian VI. ist zugleich schon die sozial doppelte und sozial auflösende Kraft dieser Bewegung angedeutet; das untere Bürgertum und der höchste Adel trafen sich hier in einem neuen Gefühl standesüberwindender Brüderlichkeit.

Andererseits konnten sich beide Gruppen doch nur teilweise finden. Wie in der ersten Reformationszeit strömten die Kräfte aus dem Bürgertum zum Teil trübe und gärend. Neben den mit Halle verbundenen Kreisen, denen Ewald angehörte, und die ihre Beziehung zur Kirche aufrecht erhielten, traten ausgesprochen „separatistische“ Strömungen auf. Hier ist namentlich der große Erfolg der Brüdergemeinde in Dänemark zu erwähnen. Zinzendorf war mehrfach in Kopenhagen, wo er durch seine Beziehung zu den Frauen des Hofes mit Christian selbst Fühlung gewann. Und noch weit später, als seine persönlichen Beziehungen längst getrübt waren, dachte er in Notzeiten daran, den Sitz seiner Gründung von Herrnhut fort nach Dänemark zu verlegen. Aber neben solchen großen Sondergruppen fehlt die eigentliche Schwarmgeisterei nicht, wie der auch für den schwedischen Pietismus wichtige Joh. Konrad Dippel, der den Gedanken eines gründlichen Niederreißens nicht nur des kirchlichen, sondern des gesellschaftlichen Baues überhaupt verkündete.

Auf der anderen Seite standen der König und seine hochadligen Berater und Freunde. Auch sie sind religiös ehrlich ergriffen. Aber sie sind zugleich Kinder ihrer Zeit, abhängig von staatlicher Verpflichtung und ständischer Gebundenheit. Wir haben schon gesehen, wie sehr gerade Christian VI. das Königtum als „Majestät“ betrachtet hat; und auch der pietistische Adlige gab sein Standesbewußtsein nicht auf.

Damit ist die kulturgeschichtlich bedeutsame Lage Dänemarks gegeben, daß ein zentralistisch gebauter Staat sich wohlwollend und fördernd zu einer antizentralistischen Bewegung verhalten will. Die pietistische Zeit Dänemarks trug damit den Zwiespalt in sich, der sich in der Haltung des Herrschers symbolhaft verkörperte. Der Staat konnte natürlich die zentralistische Kirche nicht opfern. Darum hat er den eigentlichen Separatismus bekämpft und also auch den Typus „Brüdergemeinde“ nicht freigeben können. Hier blieb nur die Öffnung der religiösen Freistätten. Die lutherische Kirche blieb die Staatskirche Dänemarks. Aber was sich innerhalb dieser halten und entfalten wollte, dem wurde der beaufsichtigende Schutz des Staates zuteil. Hier — und das ist das entscheidend Neue — wurde den Trägern der alten Kirche der Kampf und das Schelten untersagt, selbst wenn pietistische Kreise ihre religiösen Bedürfnisse nebenbei in der Form der Konventikel befriedigten. Das ist der von oben verkündete Gedanke der Toleranz, der im 17. Jahrhundert noch ganz undenkbar gewesen wäre, jetzt aber den so typisch individualistischen Ausdruck erhält: Schonung der zarten Gewissen. Ein Weg ist damit eingeschlagen, der künftig dem Individuum immer weiteren Raum geben sollte, zugleich aber den machtvoll einheitlichen Begriff der Kirche anfaß und die allmähliche Zersetzung des protestantischen Kirchentums vorbereitete. Ja, der zentralistische Staat ging in Dänemark über den bloßen Schutz zur Förderung weiter, indem Christian VI. nicht nur in der Kirche, sondern auch im bürgerlichen Dasein von Staats wegen pietistisches Denken und pietistische Lebensführung zu fördern suchte. Er tat es mit den Mitteln des zentralistischen Staates, der Verordnung von oben her, die eine Neuerweckung des Kirchenlebens, eine bescheidene und sittigende Lebensführung und eine Ausrottung von weltlicher Pracht und Lust in Tracht, Festen, Vergnügungen usw. anstrebten. Auch darin zeigt sich der ganze Übergangscharakter dieser Zeit. Wie Christian VI. in seinen zentralistisch gedachten Prachtbauten das bürgerlich einfache und zurückgezogene Leben des pietistischen Familienvaters führte, so wollte er den zentralistischen Bau seines Staates mit pietistischem Geiste durchdringen.

Diese Entwicklung des Pietismus hat in Dänemark weit über den kirchlichen Bezirk hinaus kulturelle Folgen gehabt. Zwar fehlt dem dänischen Pietismus der Zug des Künstlichen und Gewollten nicht. Die

behördlich geförderte Frömmigkeit erzog zu Frömmerei und Heuchelei, und der schnelle Rückgang der pietistischen Bewegung nach Christians Tode zeigt, wie vieles nur gemacht, nicht erlebt war. Aber doch hat das Einströmen pietistischer Anschauungen in die orthodoxe Kirche diese selbst aufgelockert und in das Gemeindesein eine nicht wieder vergehende religiöse Lebendigkeit getragen. Die Frömmigkeitsbewegungen des 19. Jahrhunderts, insbesondere die Wirkung Grundtvigs sind ohne den Pietismus nicht denkbar. Und über das Religiöse hinaus hat er eine Betonung der Gefühlswerte gebracht, die sich in Zukunft auch künstlerisch und sozial bemerkbar machen sollte. Aus der oft schwer erträglichen Sentimentalität jener Zeit erwuchs doch als schönste Frucht die dänische Bauernbefreiung.

Diese Tiefenwirkung des Pietismus ist durch die drei Namen Bernstorff, Klopstock und Johannes Ewald gegeben. In Bernstorff besitzt Dänemark nicht nur einen seiner bedeutendsten Staatsmänner, sondern eine der feinsten Kulturpersönlichkeiten des 18. Jahrhunderts. Der gebürtige Deutsch-Hannoveraner ist der Typus des gebildeten, formvollendeten Weltmannes, weltoffen und heiter, und als dänischer Gesandter auf dem Parkett von Paris völlig zu Hause. Aber er verband das mit einer persönlichen Wärme und Festigkeit des religiösen Lebens, die ihm den Zugang zu Klopstocks dichterischer Welt eröffnete und ihn schon in Paris die Berufung Klopstocks nach Dänemark vorbereiten ließ. Er überwand die Zwiespältigkeit, die wir an Christian VI. beobachteten und schmolz in Kopenhagen Weltoffenheit und religiöse Innerlichkeit zu persönlicher Wirkung zusammen. Sein feines Rokokopalais war einerseits der Sammelpunkt glänzender Geselligkeit, andererseits aber das Haus, in dem Klopstock als innerlich gleichberechtigter Freund aus- und einging. Es war ein deutscher Adliger und ein deutscher Dichter, die sich hier auf der gleichen Ebene trafen. Aber nur in Kopenhagen war dies damals möglich, und in der Dichtung des Pietistensohnes Johannes Ewald hat Dänemark schließlich selbst die reife Frucht dieser Verbindung geerntet.

Das Verhältnis Klopstocks zu Bernstorff ist das weithin sichtbare Zeichen der Verbürgerlichung, die der Pietismus herbeiführen half. Nicht daß die gesellschaftlichen Abstände zwischen Hochadel und Kleinbürgertum mit einem Schlage aufgehoben worden wären. Aber das Gefühl einer übersozialen Brüderlichkeit wurde doch erweckt, und die Abwendung der Frommen von der Eitelkeit der Welt brachte auch in das herrschaftliche Dasein eine Note der Einfachheit und Bürgerlichkeit, die der Eingliederung der aristokratischen in die bürgerliche Welt mindestens vorgearbeitet und jener Verwischung ständischer Sonderart Vorschub geleistet hat, die aus manchen Porträts des späten 18. Jahrhunderts so deutlich zu uns spricht (Abb. 79).

Endlich aber bedeutete der Pietismus zum letzten Male die große geistige und soziale Tür von Dänemark nach Deutschland hin, und damit eine sehr andere Färbung des dänischen Geisteslebens als in dem rein französisch gerichteten Schweden. Noch einmal — nachdem Holberg den geistigen Kurs nach England abgedreht hatte — brach ein Strom deutscher geistiger Einflüsse in dies Land mit seinem deutschsprechenden Hofe, seinen deutschen Staatslenkern, seiner Schar der deutschen Beamten, seinem Heer mit der deutschen Kommando-



79. Christian Detlev Graf Reventlow (1710—75) und seine Frau geb. Komteß Holstein (1736—92). Gemälde von Jens Juel, Schloß Sandberg bei Sonderburg. Der Pietismus wandelt das darstellerische Auftreten des hohen Adels zu bürgerlicher Einfachheit (vgl. Abb. 45—47).

sprache. Die adligen Namen aus der Geschichte des Pietismus: Moltke, Plessen, Berkenthin, Schulin, Bernstorff, Stolberg, Holstein und die Geistlichen: Bluhme, Frauen, Reuß, Crämer, Seidlitz, Giese, Ulitsch, Hauber sprechen in dieser Beziehung neben den Listen deutscher Handwerker und Kaufleute eine überaus deutliche Sprache. Klopstock konnte sich in einer deutschen Geistesprovinz glauben. Erst der Sturz Struensees machte diesen deutschen Beziehungen grundsätzlich ein Ende. Der aus der Tiefe des Bürgertums aufgestiegene Staatslenker Guldberg suchte den Gedanken der nationalen Eigengeltung in der Form des zentralistischen Staates zu verwirklichen. 1776 schloß das sog. Indigenatgesetz alle Ausländer von der Beamtenfähigkeit in Dänemark aus.

Die pietistischen Strömungen konnten auch an Norwegen, das geistig so ganz von Dänemark abhing, nicht vorbegehen. Schon recht früh trat in Romsdal eine Gruppe von Geistlichen, das „Siebengestirn“, in pietistischem Geiste hervor. Aber der größte unter ihnen, der Lappenmissionar Thomas von Westen, ist mit dem Begriff des Pietismus nicht mehr zu fassen. Seiner gewaltsamen und gewaltigen Religiosität, die viel eher an Ibsens Brand oder Björnsons Pfarrer Sang erinnert, fehlt das Demütige, konventikelhaft Geduckte des Pietismus; sie enthält eine Unbedingtheit und tätige Opferfähigkeit, die wie ein Stück altes Norwegen anmutet. Auch das Herrnhutertum hat Norwegen ziemlich lebhaft erreicht; es waren Reste alten Herrnhutertums, an die Hauges Erweckungsbewegung anknüpfen konnte.

Sehr anders verlief die Geschichte des Pietismus in Schweden. Er fand hier nicht den Weg zum zentralen Staat, sondern wurde von ihm abgelehnt. Es ist dabei äußerst bezeichnend, daß sich die absolute Monarchie Karls XII. und der Ständestaat der Freiheitszeit dem Pietismus gegenüber genau gleich verhalten haben; beide schützten die orthodoxe Kirche und liehen ihr uneingeschränkt den weltlichen Arm. Das „Konventikelplakat“ von 1726, das die pietistischen Konventikel verbot, und die berüchtigte Verordnung von 1735, die sogar bloß vermutete pietistische Gesinnung unter Strafe stellte, sind nur die verschärfte Fortsetzung einer ähnlichen Verordnung Karls XII. von 1706. Nichts kann deutlicher zeigen, wie wenig der Umsturz von 1720 am inneren Wesen des Staates verändert hatte.

Trotzdem ist der Pietismus als geistige Bewegung in Schweden natürlich nicht ausgeblieben. Ja in dem von Unglück und Elend heimgesuchten Lande war ein guter Boden für eine neue, tief gefühlsergriffene Religiosität bereitet. Die schwedischen Gefangenen in Sibirien fanden in der religiösen Verinnerlichung Trost und brachten die neue Frömmigkeit nach der Heimat mit. Ein pietistisches Gesangbuch nennt seinen anonymen Verfasser: der Gefangene in Sibirien. Aber auch im Mutterland war in den Jahren tiefen Unglücks das pietistische Liederbuch „Mose och Lambsens Visor“ und die deutschen Andachtsbücher von Arndt, Skriver und anderen weit verbreitet. Die geistige Nachwirkung des Pietismus ist denn auch in Schweden namentlich im Kleinbürgertum nicht gering gewesen. Es ist kein Zufall, daß die drei Träger einer gefühlsstarken Dichtung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts: Carl Michael Bellman, Bengt Lidner und Thomas Thorild in pietistisch oder herrnhutisch beeinflussten Bürgerhäusern aufgewachsen sind.

Die staatliche Bekämpfung des Pietismus hatte zur Folge, daß sich Adel und Großbürgertum ihm gemeinhin verschlossen und daß diese Kreise darum viel hemmungsloser rationalistischen und sensualistischen Anschauungen verfielen, gegen die auch die Landeskirche weit weniger widerstandsfähig war. Andererseits wurde die pietistische Bewegung selbst dadurch weit mehr in ein scharfes Sektierertum hineingetrieben als in Dänemark. Nicht nur der schon genannte Dippel hat sich in Schweden erfolgreich betätigt, bis er des Landes verwiesen wurde. Auch sonst bildeten sich kleine, zum Teil höchst ausschweifende Zirkel, die sich um so mehr von der Landeskirche abschlossen, als sie in ihrer Verfolgungswut einen Beweis für deren innere Verdorbenheit sahen. So ist die Geschichte des Pietismus in Schweden an sich unbedeutender als in Dänemark, im einzelnen aber phantastischer und bewegter. Nur hier hat der Pietismus im Norden wirkliche Märtyrer gehabt; nur hier andererseits Vertreter gefunden, die vor den letzten Folgen eines religiösen und sozialen Individualismus nicht zurückschreckten.

Eine eigentümlich schwedische Erscheinung ist Emanuel Swedenborg. Über ihm liegt noch ein Hauch karolinischer Monumentalität des 17. Jahrhunderts. Trotz allem ist er noch ein Kind der orthodoxen Geschlossenheit und Sicherheit im Glauben; und in der umfassenden Ganzheit seines Weltbildes, der schwellen-

den Fülle seiner Visionen, der naiv-grobkörnigen Sicherheit seiner Überzeugung ist er ein Artgenosse Olof Rudbecks. Als der große Mathematiker und Naturforscher Swedenborg nach dem erschütternden — und darin freilich neuzeitlichen — Durchbruch zu einer persönlich-visionären Schau von Gott und Welt daran ging, diese Welt mit dem Werkzeug der göttlichen Inspiration neu zu deuten, geschah es mit derselben wissenschaftlichen Klarheit und Genauigkeit, die seinen Ruhm als Naturforscher begründet hat. Jene neue übersinnliche Welt der Engel und Geister, die er aufbaute, ist mit derselben Kraft wissenschaftlicher Beobachtung und Versenkung in die Einzelheiten erfaßt, wie die Sinnenwelt in seiner „*Oeconomia regni animalis*“. Es ist das Eigentümliche seiner Visionserlebnisse, daß sie seine geistige Klarheit nirgends verwirren. Sie dürfen wissenschaftliche Visionen genannt werden.

Indessen ist Swedenborgs neue Weltdedeutung aus der Offenbarung mehr als eine Naturwissenschaft der Geisterwelt; sie ist zugleich eine religiöse Tat. Sie quillt zwar aus dem lutherisch-orthodoxen Glauben und seiner tätig-handfesten Sittlichkeit. Aber sie ist als Ganzes ein Durchbruch zur individuellen religiösen Erfahrung und stellt damit Swedenborg in die erste Reihe der Männer, die zu einem religiösen Individualismus vordrangen. Und hier zeigt seine tiefe Umdeutung so wichtiger, ja entscheidender Lehren wie der Erlösungslehre, des Dreieinigkeitsdogmas, der Auferstehungslehre usw., wie weit über die Ansätze des 17. Jahrhunderts hinaus der religiöse Individualismus jetzt vorstößt, und andererseits beleuchtet der Mangel jedes eigentlichen Gemeinschafts- und Gefolgschaftswillens bei Swedenborg die rein individuelle Einmaligkeit seines Erlebnisses und seiner Lehre. Endlich spüren wir an der Mattigkeit der schnell aufgegebenen Versuche des Staates, ihm und seinen Anhängern Hindernisse in den Weg zu legen, wie weit die staatliche Toleranz bereits in der frühen Freiheitszeit gediehen war.

Seine Lehre und seine Werke wirkten zunächst mehr in England als in seiner Heimat. Erst gegen Ende des Jahrhunderts kehrte der Swedenborgianismus nach Schweden zurück, doch durch die Einwirkung kabbalistischer Geheimlehren und magnetisch-mystischer Phantastereien schwer entstellt und seiner kindlichen Klarheit und wissenschaftlichen Geschlossenheit beraubt. Dieser entartete Swedenborgianismus ist es dann gewesen, der in die Ordensmystik der gustavianischen Zeit einströmte.

Indessen war der Pietismus nicht der gefährlichste Gegner der orthodoxen Kirche. Im Gegenteil, nach dem Ausgleich der äußeren Gegensätze hat die Kirche durch ihn zweifellos auch in Schweden innere Bereicherung erfahren. Weit bedenklicher war der aus der Aufklärung unmittelbar erwachsene Rationalismus, das Vordringen der hellen Vernunft in die religiösen Bezirke und damit die Entkernung der protestantischen Kirche, Theologie und Gemeinde von den tiefen, überverstandesmäßigen Kräften. Diese Bewegung trifft den Protestantismus ins Mark, denn die Gedanken der Aufklärung können dort nur zerstörend wirken, wo weder Erkenntnis noch Erfahrung, sondern nur Lehre, Glaube und Erlebnis tragen können.

Dabei kann rationalistische Betrachtungsweise die Kirche als Einrichtung ebenso schonen wie den absolutistischen Staat. Auch sie braucht „Religion“ in ihrem Weltbild. Aber diese muß mit der Vernunft in Übereinstimmung, d. h. eine allgemein verbindliche „vernünftige“ Religion sein und damit freilich die kraftvolle Besonderheit organischen Religionslebens und historisch gewordener Formen entbehren. In der vernünftigen Religion liegt auch die Toleranz der Aufklärungszeit begründet. Denn ihre blassen Grundbegriffe lassen sich schließlich in jeder Religionsform entdecken, wenn man nur das Besondere als veraltete Unvernunft oder bewußten Priestertrug wegschneidet. Darum wird die Toleranz des 18. Jahrhunderts alsbald selbst so intolerant, sobald sie mit lebendigen Religionsformen, also mit den vorhandenen christlichen Bekenntnissen und Kirchen zusammenstößt. Die konstruktive Vereinfachung des Religionsbegriffes geht mit der des Menschheitsbegriffes Hand in Hand, und wie dieser spaltet er sich in Ausgangspunkt und Ziel — jener als instinktiv vernünftige „natürliche Religion“ am Anfang, dieses als bewußte Vernunftreligion am Ende der Menschheitsentwicklung.

Doch bleibt es nicht dabei. Das lebendige Individuum drängte auch religiös an die Stelle des nur erdachten Vernunftmenschen und verlangt nicht nur seine Beziehung zu Gott, sondern auch seine Vorstellung von Gott selbstherrlich zu bestimmen. Das individuelle Gotteserlebnis kann unter Rousseaus Einfluß zu einer dem Pietismus verwandten, aber wohl von ihm zu scheidenden Gefühls- und Herzensreligiosität führen. Es kann aber auch in rein materialistische Gottesleugnung ausmünden. Im späten 18. Jahrhundert erlebt der Norden zum ersten Male

Männer, für deren Weltbild Gott gleichgültig ist oder die aus Gottesleugnung eine Religion machen.

Das Verhalten des Staates ist dieser Entwicklung gegenüber zwiespältig. Als zentralistisches Gebilde hat er die Kirche geschützt, die ja bis heute Landeskirche geblieben ist. Aber als aufgeklärter Staat hat er ihren Anspruch auf geistige Alleinherrschaft selbst untergraben.

Die im 17. Jahrhundert vorsichtig einsetzende merkantilistische Toleranz setzt sich im 18. Jahrhundert in größerem Umfang fort. In demselben Jahre 1741, da Christian VI. den Separatisten die alten Freistätten öffnete, gab eine schwedische Verordnung den Angehörigen des reformierten Bekenntnisses größere Bewegungsfreiheit durch Ansiedlungs- und Bürgerrecht in allen Hafenstädten. War dies noch eine deutlich merkantilistische Maßnahme, so führte der Staat der späten Aufklärungszeit eine kirchliche Toleranzpolitik durch. Im Gegensatz zu der Verordnung von 1741 war die Religionsverordnung Gustavs III. von 1781 bereits eine wirkliche Toleranzverordnung und ein Stoß gegen die Machtstellung der Kirche. Wie bewußt dieser geführt wurde, zeigt der kleine Zug, daß Gustav III. im gleichen Jahre die „Collinsche Sekte“, die in grösster Weise gegen die herrschende Kirche auftrat, unter seinen persönlichen Schutz nahm. Die Verordnung gab allen christlichen Bekenntnissen Bewegungsfreiheit, sofern sie nicht propagandistisch auftraten und herausfordernde Kultübungen vermieden. Auf der anderen Seite hielt sie die zentralistischen Interessen aufrecht, indem sie den Austritt aus der Landeskirche verbot und Angehörige anderer Bekenntnisse als Beamte und Ständevertreter ausschloß, sie also vom Staate fernhielt.

Auch diese Verordnung ist ja noch weit von dem entfernt, was man heute unter Religionsfreiheit versteht. Aber die nordischen Völker sind erst spät über den Stand vom Ende des 18. Jahrhunderts hinausgegangen. Die Verordnungen aus der Pietistenzeit haben teilweise bis zu der modernen Verfassung von 1848 in Dänemark, bis zum Religionsgesetz von 1873 in Schweden gegolten, wenn sie auch längst nicht mehr zur Anwendung kamen. Noch 1856 haben die schwedischen Stände zwar der Aufhebung des Konventikelplakates von 1726 zugestimmt und damit der Laienfrömmigkeit auch gesetzliche Anerkennung gegeben. Aber den gleichzeitigen königlichen Vorschlag auf Freigabe des Austritts aus der Landeskirche haben sie damals noch verworfen. Selbst in der endgültigen norwegischen Verfassung von 1814 fiel der Paragraph über die Religionsfreiheit fort, obgleich sie von der verfassungsgebenden Versammlung als Grundsatz aufgestellt worden war. Die Religionsgesetze des 18. Jahrhunderts blieben bis 1842, in Resten bis 1845 bestehen und wurden erst nach starkem bürokratischem Widerstand abgeschafft.

Indessen hat der Gedanke religiöser Toleranz sich früher durchgesetzt als seine gesetzgeberische Durchführung. Staat und Kirche haben im 19. Jahrhundert die strengen Religionsverordnungen nur noch selten angerufen und eigentlich nur dann, wenn religiöser Fanatismus die bürgerliche Ordnung zu stören drohte.

Parallel geht die Behandlung der Juden. Als Dänemark zuerst unter den nordischen Staaten in der Zeit zwischen 1788 und 1814 die bürgerliche Gleichstellung der Juden durchführte, besaß es eine kleine Anzahl ansässiger Juden an bestimmten Freistädten. Eine darauf einsetzende tumultuarische volkstümliche Gegenbewegung verlief schließlich im Sande. In Schweden ließ Gustav III. seinem Religionsfreiheitsedikt ein Jahr später eine Judenverordnung folgen, die den Juden zum ersten Male den Zugang zum Reiche eröffnete und ihnen bei verminderten bürgerlichen Rechten die Ansiedlung in Stockholm, Göteborg und Norrköping gestattete. 1838 führte eine geplante Besserstellung der Juden zu drohenden Volksaufläufen in Stockholm. Ein allgemeines Ansiedlungsrecht auch außerhalb der drei Städte erhielten sie erst 1860. Am seltsamsten ist, daß die freie norwegische Verfassung im Gegensatz zu ihrem französischen Vorbild ausdrücklich bestimmt: „Juden sind auch fernerhin vom Zugang zum Reiche ausgeschlossen“, und daß diese Bestimmung scharfe Anwendung fand. Sogar jüdische Bankiers, mit denen der Staat über Anleihen verhandelte — unter ihnen war Salomon Heine — wurden entweder gar nicht oder nur mit kurzfristiger Sonderbewilligung ins Land gelassen. Es bedurfte der Kämpfe eines Jahrzehntes (1842—1851), um die mit dem Pathos der Humanität geforderte Aufhebung dieser Bestimmung zu verwirklichen.

Indessen ist die staatliche Toleranzpolitik natürlich nicht Ursache, sondern Folge des inneren Zerfalles der orthodoxen Kirche. Die Zersetzung ihrer Geschlossenheit durch die Sekte von unten, durch die religiöse oder kirchliche Gleichgültigkeit von oben war vorangegangen.

Die ältere Aufklärungszeit hat sich im allgemeinen damit begnügt, ihre Neudeutung der Welt an der Kirche und ihrem Dogma vorbei vorzunehmen, ohne diese selbst zu bekämpfen. Das kann wieder durch Holbergs Stellungnahme belegt werden. Holberg, der ja auch die absolute Monarchie bejahte, hat in seinen zahlreichen Äußerungen zur religiösen Frage unmittelbare Angriffe auf die Kirche vermieden. In seinem utopischen Roman „Nicolai Klimii iter subterraneum“ hat er im 6. Kapitel die religiösen Verhältnisse seines Idealstaates der Potuaner dargestellt. Sie sind nach dem Ideal der vernünftigen Religion gemodelt: Glaube an einen allmächtigen Gott — für den schon die religiös entkernenden Ausdrücke „numen“ und „summunus“ benutzt werden — Schöpfer und Erhalter aller Dinge, dessen Allmacht und Einheit aus der Natur bewiesen wird, Fortleben der Seele nach dem Tode und eine verbindliche, gottgewollte Moral (*deus modestiae et humilitatis commendator*). Nichts also von der Lebensfülle und reichen dogmatischen Entfaltung der christlichen Lehre. Diese wird durch die Toleranzhaltung ausdrücklich ausgeschlossen, die jede Definition der göttlichen Dinge verbietet und es jedem freistellt, sich seine Anschauung selbst zu bilden. Dagegen bleibt — bezeichnend für die frühe Aufklärung — die Einheit der Kirche gewahrt, und während Abweichung in der Meinung geschützt ist, wird Abweichung im Kult als Störung der öffentlichen Ordnung gestraft. Es ist genau die Haltung des dänischen Staates im Pietistenstreit. Aber noch mehr: Auch die Offenbarung bleibt als religiöse Notwendigkeit beibehalten. Holberg ficht gegen jene, die sie vermessen leugnen, d. h. gegen die radikalen englischen Philosophen. Es habe sich erwiesen, so heißt es, daß die alte „*religio naturalis*“ unzureichend war, weil das natürliche Licht nicht ausreichte und weil gewisse Philosophen durch ihr schrankenloses und zersetzendes Denken schließlich alles aufgelöst hätten. Holberg braucht also neben der natürlichen Religion die Offenbarung als unantastbare Schranke, wie er neben dem Naturrecht die absolute Staatsform braucht. Aber mehr als Schranke ist ihm Offenbarung nicht; ein notwendiges Übel, kein religiöser Wert. Oder, wie ein dänischer Holbergforscher sagt: Die vernünftige oder natürliche Religion ist Holbergs Betriebskapital, die Offenbarung sein Reservefond, und als guter Geschäftsmann will er seinen Betrieb aufrechterhalten, möglichst ohne die Reserve anzugreifen.

So wurde Holberg — und in Schweden wieder Dalin — zum Ausdruck einer bürgerlichen Gesellschaft, die an der Kirche vorbeilebt, ohne sie zu bekämpfen. Aber die Entwicklung ist durch eine so oberflächliche Verankerung der Offenbarung nicht mehr aufzuhalten. Eine der brennendsten Fragen des Jahrhunderts ist die Theodizee, der Gotteserweis. Die Frage ist in Skandinavien weder selbständig gestellt noch eigenartig gelöst worden. In der mehr breiten als tiefen Masse nordischer Theodizeeschriften fließt im allgemeinen der Erweis aus der besten aller Welten, der durch Christian Wolff vermittelt wurde, und aus der Vollkommenheit der Natur, den schon Holberg verwendete, zu einer wenig klaren Einheit zusammen. Wesentlich ist, daß auch im Norden die Existenz Gottes überhaupt erwiesen werden mußte. Und schnell sollte der aufklärende Optimismus dieser Gotteserweise auch im Norden einem tiefen Zweifel nach englischem und französischem Muster weichen und damit die Grundlagen der Religion überhaupt erschüttert werden.

Bei diesem religiösen Wandel befand sich die Kirche nicht mehr in Führung. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts hatte eine Abweichung in dogmatischen Einzelheiten die bürgerlichen Grundlagen des Zweiflers zerstört. Die Kirche allein bestimmte autoritativ Lehrmeinung und Fragestellung, oder vielmehr sie schloß jede selbständige Fragestellung aus. Wenige Jahrzehnte später ist die Lehre selbst in ihren Kernwurzeln fraglich und die Laienwelt erklärt sich befugt, Fragen nicht nur zu stellen, sondern auch von sich aus zu beantworten. Statt der Kirche übernahm das Bürgertum ein letztes, blasses Gottesstreitertum, und die Kirche greift den von außen gebotenen Gotteserweis und damit überhaupt rationalistisches Denken auf. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde die Kirche von jener Priestergeneration beherrscht, die sich rationalistisch, neologisch oder ähnlich nennt.

Diese Männer waren weder untüchtig noch ungläubig. Theologen, Philosophen und Kirchenführer wie Balle und Münter in Dänemark, Wallquist und Lindblom in Schweden, Treschow in Norwegen haben aus ehrlicher Überzeugung für die Kirche gewirkt und ihr Bestes gewollt, wenn sie versuchten „alte Vorurteile“ auszurotten und ihr neues Leben zuzuführen. Sie glaubten an die Möglichkeit der Erneuerung einer Kirche, die von Gott ausgehen sollte, durch die Aufklärung, die von dem Menschen ausgeht. Nicht einmal der dänische Hofpredikant Bastholm, eine der bedenklichsten Erscheinungen der Zeit, hat die Kompromißnatur seiner Stellung empfunden, wenn er die Beibehaltung alter Formen und Lehren befürwortete,

um „das Volk zu beruhigen“. In diesem Kompromißgeist liegt die Gefahr dieser Diener für ihre Kirche. Sie haben nie erkannt, daß auf die Dauer nur besteht, was sich auf die Grundbedingungen seines Wesens stellt. Als volltötige Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft haben sie versucht, zweien Herren zu dienen: der Kirche, die Formen braucht und fordernd gültige Glaubenstatsachen feststellt, und der bürgerlichen Gesellschaft, die Formen löst und Forderungen verwirft. Sie haben damit nichts anderes erreicht, als daß die Kirche in der städtischen Oberschicht ein Stück geduldete Überlieferung und eine Drapierung um weltlich-bürgerliche Moral wurde, und sich auf dem Lande von den tiefen Schichten des Volkes löste und die religiösen Kräfte des Bauerntums den Sekten- und Laienpredigern auslieferte.

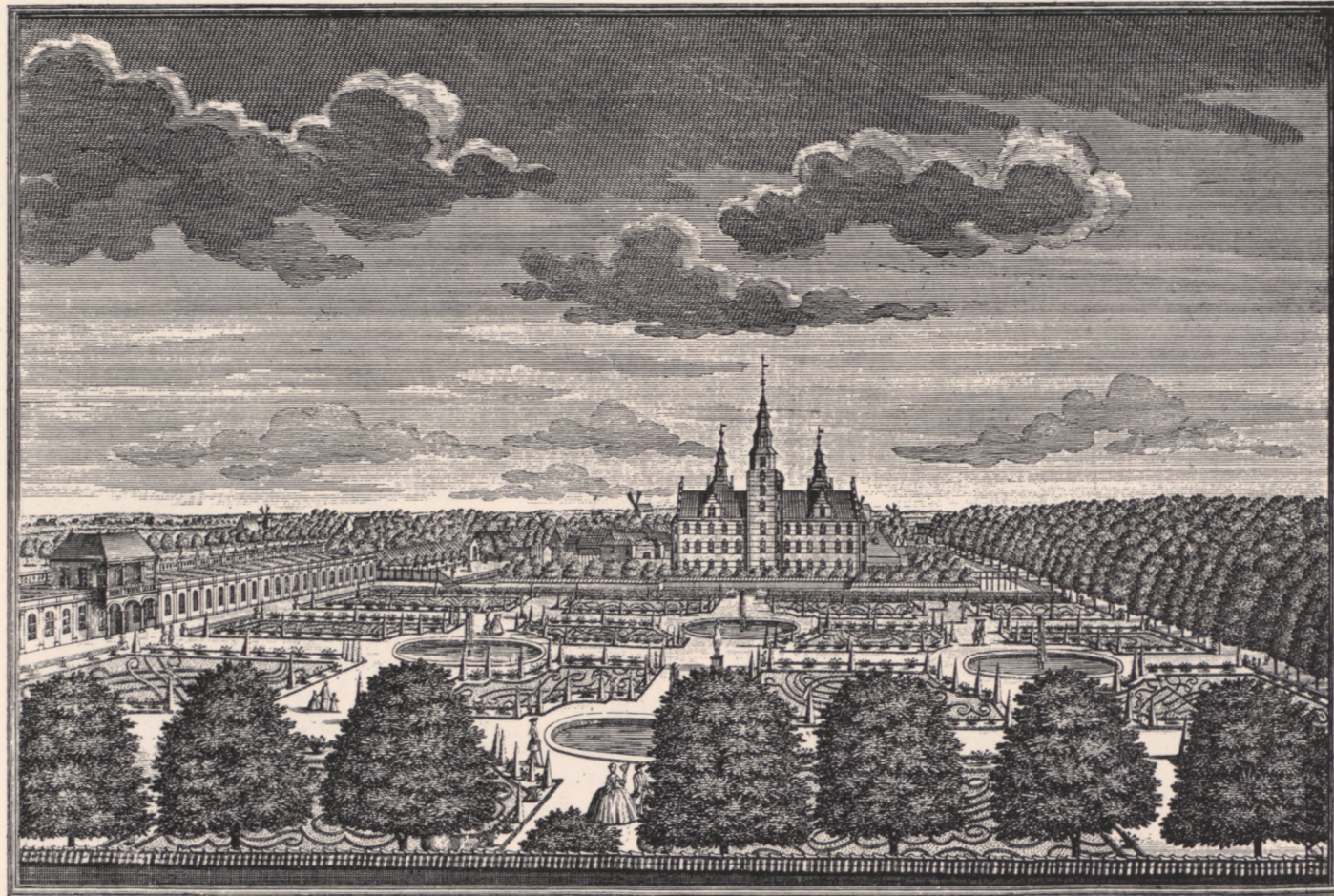
Der rationalistischen Kirche fehlte der Mut zur Grenzwacht, weil viele ihrer Diener mit dem Herzen jenseits der Grenze standen. Um so weniger durfte sie sich beklagen, wenn die Laienwelt ihre letzten, notdürftigen Grenzwälle nicht beachtete. „Aller Glaube ist Sekte, die Vernunft allein allgemeine Lehre“: damit sprach Henrik Kjellgren aus, was die fortschrittliche Bildungswelt dachte. Es ist nur ein Wort aus dem vielstimmigen Chor der Freigeister Stockholms und Kopenhagens. Nur der staatliche Schutz der Kirche als Institution setzte noch letzte Schranken. Darum wurden diese Stimmen in Schweden lauter, weil sie im König selbst ihren erklärten Wortführer hatten und das am Hof orientierte höhere Bürgertum seine religiöse Mode danach richtete. In Dänemark hat dagegen die pietistische Durchtränkung von Hof und Staat eindämmend gewirkt. Aber in der Frivolität von Struensees Hofleben brach der nicht nur religiöse, sondern auch sittliche Nihilismus plötzlich durch die Schranken und ließ spüren, wie trügerisch der Halt einer bloß bürgerlichen Moral war.

An Stelle der Religion traten moralische und ästhetische Ersatzmittel. In der Kirche selbst wurde die Predigt zum Ansatzpunkt bloßer Ästhetisierung. Es erwuchs der Typus des „beliebten“ Predigers, der nicht mehr um der Wortverkündung willen, sondern als rednerischer Genuß gehört wurde. Die Hofprediger Lehnberg in Schweden, Bastholm in Dänemark sind die bezeichnendsten Vertreter. Von jenem ging das böse Wort, seine Predigten seien „Gedächtnisreden“ (Äreminne) auf Christus, wobei das schwedische Wort ein rednerisches Glanzstück mit allem Schwung und Schwulst schwedischer Eloquenz meint. Von diesem stammen Vorschläge zu einer „Verschönerung“ des Gottesdienstes, die nicht eine die tiefsten Wahrheiten ausdrückende Symbolwelt erschließen, sondern den Gottesdienst dem verwöhnten Bürger schmackhaft machen sollten.

Indessen fand die Laienwelt besseren Ersatz außerhalb der Kirche in einer konventionellen Moral. Diese splitterte alsbald, wie die Gesellschaft selbst in eine Masse individueller Moral auf, einig nur in der Ausschaltung fester Wertungen nach „gut“ und „böse“ und in der Leugnung von Sünde und Reue. Sie konnte sich an antiken Vorbildern aufrichten und bald die gelassene Weisheit Senekas oder Sokrates', bald die erhabene Haltung plutarchischer Charaktere, bald die heitere Zufriedenheit Horazischen Maßhaltens ins Bürgerliche umstilisieren. Der schwedische Dichter Gyllenborg erlebte sich selbst als Stoicus — „im Denken, nicht in der Tat“ fügt er bezeichnend hinzu — und spürte einen Cato in sich. Die dänischen Freunde Heiberg und Rahbek wandelten zugleich in den Spuren eines plutarchischen Brutus und eines aufgeklärten Horaz. Es ist ein typisch bürgerliches Antikisieren, die Formsuche der Formlosen, und darum — wie jenes Selbstbekenntnis Gyllenborgs verrät — nicht Wesen, sondern Rolle. Diese stoische Haltung fand man auch in der germanischen Heroik wieder. Aber in der unfehlbaren Instinkttlosigkeit dieser Zeit für das Echte stellte man ein Werk in den Mittelpunkt, in dem heroische Haltung selbst schon rollenhaft erstarrt war — Ragnar Lodbroks Sterbelied mit der Pose des „lachenden Sterbens“.

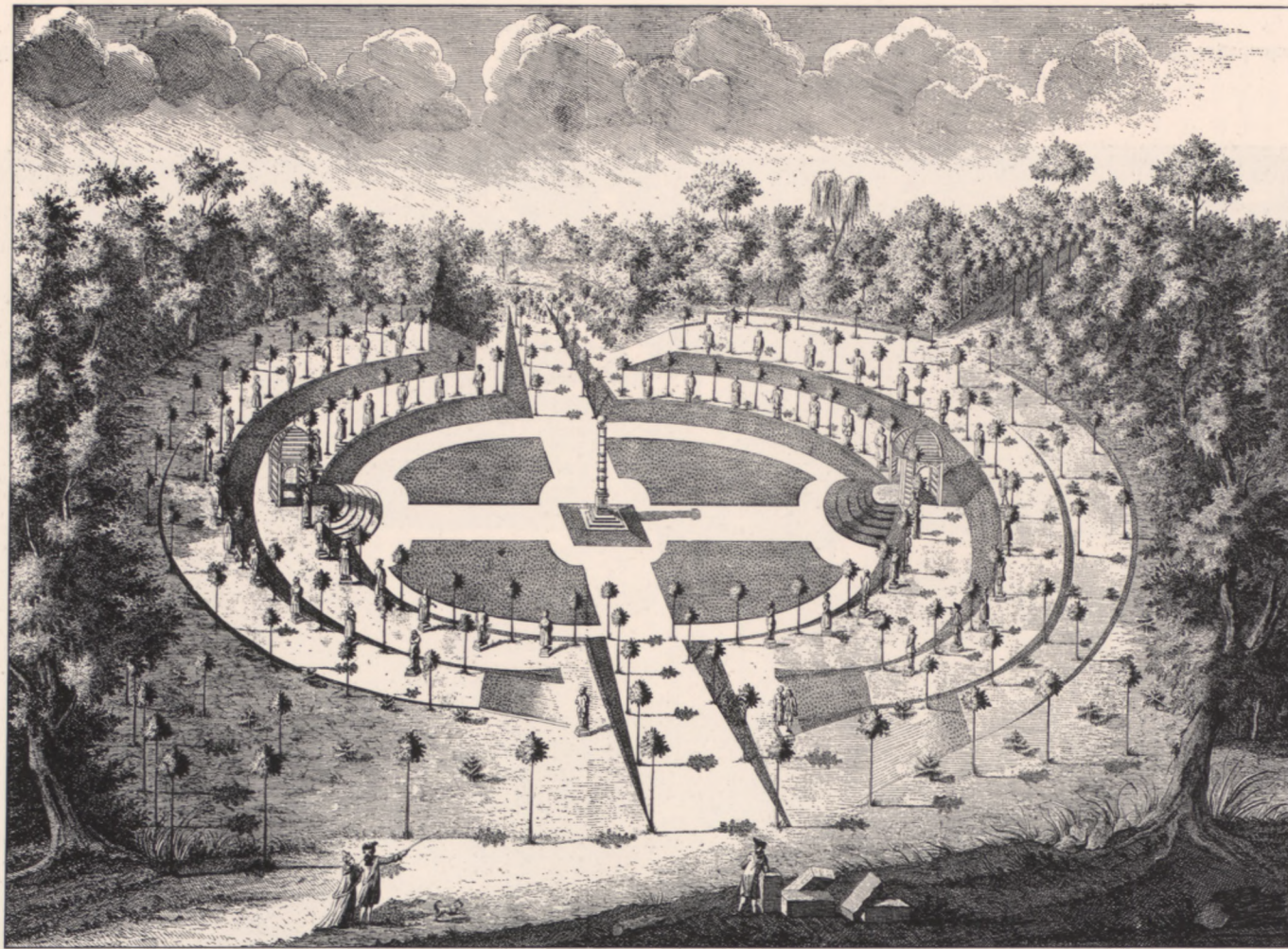
Neben der stoischen stand die sentimentale Haltung. Auch in ihr wirren verschiedene Dinge durcheinander: Rousseausche Naturseligkeit im Schäferkostüm, Wertherscher Kult des zärtlichen Herzens und tränenreicher Freundschaft, Youngsche Nachtstimmung in Natur und Gemüt, Ossiansche Urzeitmystik und — Kern des Ganzen — gefühlshafte Lebensangst der Unzulänglichen, Haltlosen und zu kurz Gekommenen, die in jedem Schwachen sich selbst erkennen und bemitleiden. Auch der Norden erlebte die Gestalten, die sich nicht zu bezähmen wußten und denen darum ihr Leben und ihr Dichten zerrann. Der Schwede Bengt Lidner ist der Ausgesprochenste, doch fehlen auch Joh. Ewald Güntersche Züge nicht.

Die eigentlichen Rokokofiguren vollenden die Auflösung der religiösen Werte und ihren Ersatz durch den Geschmack. Schon Olof Dalin hatte im Schatten von Ulrike Louises Aufklärungshof mit seiner Bibel-satire Glück machen können, freilich noch hinter ängstlich geschlossenen Türen und unter Schonung der



Schloß Rosenberg in Kopenhagen. Nach Laurits de Thurah, Hafnia moderna, 1748.

Eine der schönsten Renaissancebauten Christians IV. Wall und Graben um den Hauptbau sind nur noch die Reste des alten Wehrgedankens. Orangerie und geschnörkelter Garten haben diese überschritten und werden Schauplatz darstellerischer Geselligkeit.



Der kgl. Lustgarten Nordmandsdalen bei Fredensborg. Nach I. G. Grund gestochen von A. Heckel, 1773.
Um den Kern schon entartenden französischen Gartenstils schließt sich der naturnaher „Park“ des späten 18. Jahrhunderts. Die Statuen stellen nordisch-mythologische Gestalten dar.

Lehre. Aber wenige Jahre später wurde in Stockholm — der damals leichtfertigsten Stadt des Nordens — Bellmans geniale Bibelparodie in der breiten Bürgerschicht offen bejubelt. Und Henrik Kellgren, der begabteste und anziehendste der gustavianischen Dichter, beherrscht die schöne Form so sicher, daß er das Gewagteste mit dem Schimmer ewiger Schönheit umgeben kann. Er ist der vollendete Ausdruck dessen, was wir „Gustavianisch“ nennen.

Diese Ästhetisierung des Daseins wird hier vom Herrscher selber getragen und geht vom Hof aus angriffsweise gegen die Kirche vor. Dabei war die Bevorzugung rationalistischer Geistlicher in den hohen Kirchenstellen nicht das Gefährlichste. Denn unter ihnen war der geistliche Kavaliér, der ins Protestantische übersetzte Abbé, im Grunde zu selten, als daß er die Kirche hätte bestimmend beeinflussen können. Weit zersetzender war der Mangel an Gefühl für die Würde der Kirche und damit die Korruption der kirchlichen Verwaltung, die in dem empörenden Stellenschacher des lebensfrohen und fein gebildeten, aber religiös und moralisch völlig untergrabenen Elis Schröderheim ihren stärksten Ausdruck fand. Und diesen Freund seiner frohen Stunden machte Gustav III. nicht nur zum höchsten weltlichen Vorgesetzten der Kirche, er war nur schwer davon abzubringen, ihn als Erzbischof auch zu ihrem geistlichen Haupt zu machen.

Indessen haben die verdrängten dunklen Seelenkräfte sich gerächt. Nirgends haben Okkultismus und Mystizismus, diese Zersetzungserscheinungen verhungertes Religiosität, stärker geblüht als im aufgeklärtesten Schweden und seinen aufgeklärtesten Kreisen. Gustav III., und noch mehr sein Bruder, der nachmalige Karl XIII., waren jeder Form von mystischer Charlatanerie hoffnungslos ausgeliefert. Es war nicht mit den großen internationalen Orden der Freimaurer und Illuminaten getan. Der große Cagliostro hatte in Schweden viele kleinere Artgenossen, die als Goldmacher, Geisterbeschwörer und Glücksjäger in dem ausgedehnten Ordenswesen die wohl vorbereitete Stelle und Stimmung für ihr dunkles Gewerbe fanden, und alle jene, denen Glaube „Sekte“ war, gaben sich ihnen hemmungslos hin. Ein Zug zur Mystik im schwedischen Gemüt kam diesen Neigungen entgegen, und aus Swedenborgs Geistervisionen floß ein Strom heimisch-handfester Tradition darin ein. Auch Gustav III. selbst verschmähte keine Form mystischer Offenbarung. Wie er schon als Kronprinz davon geträumt hatte, durch den internationalen Freimaurerorden, der seit 1730 in Schweden Fuß gefaßt hatte, eine phantastische weltpolitische Rolle zu spielen, so schenkte er selbst einfachen Wahrsagerinnen sein Vertrauen, und es wird berichtet, daß ihm eine von dieser Zunft wenige Tage vor seiner Ermordung seinen Tod vorausgesagt habe.

Die protestantische Kirche steht am Ende des Jahrhunderts tief verwandelt da und hat die Verluste dieses Jahrhunderts nie wieder einbringen können. Sie wurde nie wieder der große einigende Oberbau der Gesellschaft, der, wie noch unter Karl XII. und Frederik IV. alle, vom König bis zum letzten Kätner, umspannt hatte. Nur zweckhaftes Staatsinteresse schien sie überhaupt noch am Leben zu erhalten.

Dennoch stand die Kirche noch fester, als die bürgerlich-aufgeklärte Literatur vermuten läßt. Sie besaß gerade im Norden gewaltige Reserven in der Tiefe des Bauerntums und des Bürgertums selbst und hat nach dem Abklingen des Aufklärungsgeschreis aus ihrer pietistischen Durchwärmung neue Kräfte gezogen. Nur eine dünne, freilich betriebsame und literarisch tonangebende bürgerliche Oberschicht war bis zu wirklicher Kirchenfeindlichkeit und religiöser Gleichgültigkeit vorgedrungen.

Im Bauerntum dürfte der rationalistische Zug verhältnismäßig wenig gewirkt haben, selbst wenn er von der Kanzel verbreitet wurde. Die alten Bauernbibliotheken mit ihren Katechismen und Andachtsbüchern — die teure Bibel war seltener — lassen im häuslichen Andachtskreise eine andere religiöse Auffassung vermuten als die des rationalistischen Pfarrhauses. Die Hausandacht war der gegebene Ansatzpunkt für die neuen, aus dem Bauerntum selbst aufquellenden Frömmigkeitsbewegungen mit ihrem Gemisch von magisch-wundergläubiger Visionsmystik und streng-handfester Altgläubigkeit. Wo diese freilich einmal angefressen war, da fehlten im Bauerntum die Ersatzmittel aus Geschmack und Bildung, die dem Bürgertum zu Gebote standen, und da brach die religiös-sittliche Verrohung ungehemmt durch. Erschütternd sind die Berichte des großen schwedischen Nüchternheitsapostels Wieselgren über die sittliche Verrohung in seinen südschwedischen Bauerngemeinden. Und nicht viel anders sehen norwegische Berichte aus solchen Gebieten aus, wo Holzfuhrn und andere lohnende kapitalistische Erwerbsquellen den Bauern von seinem alten Wirkungskreis fort zum abenteuerreichen Leben der Straße und der Kneipe verlockten.

Trotz allem war die Kirche noch einmal fähig, sich an dem geistigen Gegenstoß um die Jahrhundertwende, wenn auch nicht mehr führend, zu beteiligen und jene volkstümlichen Frömmigkeitsbewegungen wenigstens teilweise in sich aufzunehmen. Die Wieselgrensche und die Schartauanische Bewegung in Südschweden, die „Läseri“ im nördlichen Schweden, vor allem aber Grundtvigs so entscheidende volkskirchliche Bewegung in Dänemark sind im Rahmen der Kirche verblieben, während freilich die Nachfolgebildungen des Haugianismus in Norwegen und Dänemark — unter anderem die Frömmigkeitsbewegung um den Pfarrer Lammers, das Vorbild für Ibsens „Brand“, aus der Kirche ausbrachen. Doch auch in die Oberschicht hinein hat Kirche und Frömmigkeit als Begleiterscheinung der Romantik noch einmal gewirkt und der Romantik des Nordens ein so überaus protestantisches Gepräge gegeben. Erst der erneute Durchbruch der Aufklärung im kirchlichen Liberalismus von oben und die Unfähigkeit der Kirche, die Massen des Proletariats der materialistischen Verkündigung und damit seelischer Verarmung und sittlicher Verrohung zu entreißen, haben die protestantische Kirche auch des Nordens in die Krise der Gegenwart getrieben, deren Wirkung im Norden noch nicht voll spürbar ist und deren Verlauf abzuwarten bleibt.

DER WEG ZUR GEGENWART

Die Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts kann in einem Gesamtwerk nur den größten oder den kleinsten Platz beanspruchen. Sie kann die immer fülliger strömenden Stoffmassen in ihrer ganzen Breite aufnehmen oder sich auf wenige große Linien beschränken. Schon der vorgeschriebene Raum gebietet hier das zweite Vorgehen. Aber etwas weiteres kommt hinzu. Dieser Zeitraum ist durch die Prägung eines europäischen Gesamttypus bezeichnet, der für alle Anhänger des „Fortschritts“ erstrebenswert erscheint und den auch die nordischen Völker kräftig zu verwirklichen suchen. Es ist für die neueste Zeit schwer, eine nordische Kulturgeschichte zu schreiben, ohne lediglich zu wiederholen, was auch für die führenden Völker zu sagen ist. Industrie und Technik, Arbeiterfrage und Sozialismus, Frauenfrage und Pazifismus, Kirchenkrise und Entwicklungslehre spielen im Norden eine grundsätzlich gleichartige Rolle wie in Deutschland, und wenn sie auch im Norden Abschattungen zeigen, so würde zur Erfassung dieser feinen Spielarten eine sehr ausführliche Darstellung nötig sein.

Daneben aber geht durch die Zeit ein zweiter bezeichnender Zug, ein betontes Herausarbeiten nationaler und volkhafter Eigenwerte und die Bemühung, das eigene Gesicht vor der Welt zur Geltung zu bringen. Es ist heute draußen in der Welt verdächtig, von Nationalismus zu reden, weil es eine bequeme Entladung politischer Abneigungen ist, ihn als kulturfeindlich zu verdächtigen. Aber er ist nicht nur ein Stück Kultur des 19./20. Jahrhunderts, er ist das bezeichnendste. Denn ohne ihn hätten die Völker aufgehört, als geprägte Persönlichkeiten zu bestehen. Eine knappe Kulturgeschichte muß versuchen, die nationale Sonderart herauszuarbeiten, selbst auf die Gefahr hin, als einseitig verschrien zu werden.

Die äußere politische Lage des Nordens ist größtenteils schon früher (vgl. S. 316ff.) angedeutet. Die gültige Dreieckigkeit der Reiche wurde 1815 durch die schwedisch-norwegische Union nur verdeckt, nicht verhindert. Die Unionsgeschichte ist ein steter Rückzug Schwedens vor den stürmischen Forderungen des jungen Norwegen, und namentlich seit den 80er Jahren nur noch ein Zutreiben auf die Auflösung von 1905. Das bewußte Nationalgefühl siegte über die diplomatische Bürokratie. Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage ist S. 317 berührt und wird in ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung noch zur Sprache kommen. Das Verhältnis Dänemarks zu Island entwickelte sich unter steter Spannung auf die Lösung von 1918 zu. Damals gestand Dänemark der Insel die volle staatliche Selbständigkeit im Rahmen einer Personalunion zu, die das Unikum eines „Königs von Island“ schuf. Außerdem führt Dänemark die isländische Außen-

politik. Aber auch diese Regelung ist nur vorläufig. Nach 25 Jahren — also 1943 — ist der Vertrag beiderseits kündbar. Die alte Dreiheit hat damit einen vierten souveränen Staat neben sich erhalten. Als fünfter trat fast gleichzeitig Finland hinzu, dessen Schicksale an anderer Stelle behandelt werden. Die wilden Befreiungskämpfe des Volkes von rotem Terror fanden im schwedischen Mutterland nur geringen Widerhall; nur eine kleine Schar schwedischer Freiwilliger fand sich durch Geschichte und Volkstum zur Tat aufgerufen und focht an der Seite der finnischen Korps und der deutschen Truppen. Daher fehlt heute dem schwedischen Volksteil Finlands im Nationalitätenkampf der lebendige, mit Blut bezeugte Rückhalt an dem Bruder jenseits des baltischen Meerbusens.

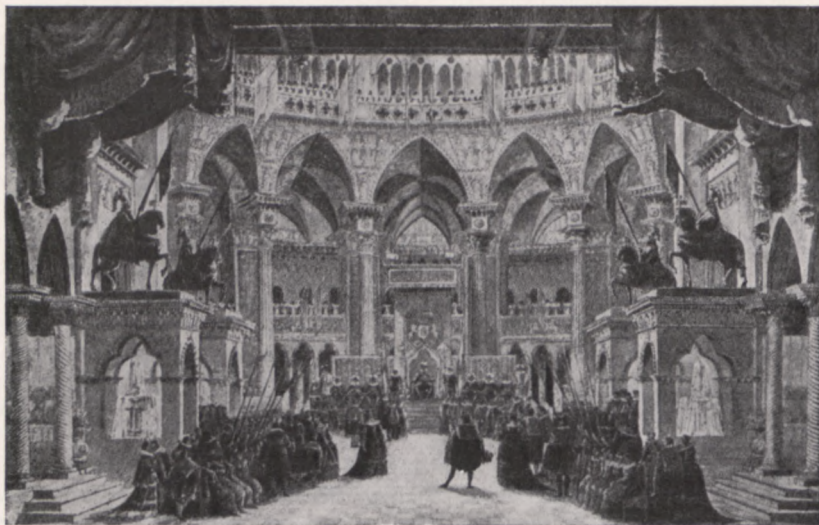
Die Zeit vom Sturz Napoleons bis heute gliedert sich allenthalben in zwei Hauptabschnitte, deren zeitliche Grenze nicht nur von Land zu Land, sondern auch für jede Kulturerscheinung verschieden verläuft. Die erste Hälfte sieht die Durchgestaltung der bürgerlichen Macht im politischen und geistigen Leben. Politisch nennen wir sie die Zeit des Liberalismus, stilgeschichtlich Biedermeier. Das durch Besitz und Bildung bestimmte Bürgertum erlebte seine große Zeit und verwirklichte — doch immer nur im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft — seine freiheitlichen und humanen Gesinnungen. Gerade für Skandinavien waren es glückliche Zeiten des friedlichen Ausbaues und wirtschaftlichen Aufstieges. In dieser Atmosphäre gedieh von neuem der alte Aufklärungsoptimismus in einem lichten Fortschrittsglauben.

Allein je mehr der gewaltige Ausbau der materiellen Kultur die Möglichkeiten und Bedürfnisse steigerte, um so mehr drängten sich ungelöste und — was schlimmer ist — unbegriffene Aufgaben in den Frieden liberal-bürgerlicher Fortschrittsgläubigkeit ein. Wie früher das Geld, so schien sich jetzt die Maschine zu selbständigem Leben zu erheben und dem „Fortschritt“ ein Tempo zu geben, bei dem ihm der Atem ausging. Ein so jähes Wachstum setzte auf allen Gebieten auch im Norden ein, daß zu organischer Durchgestaltung keine Atempause blieb. Überall schwoilen ungestaltete und ungeordnete Massen auf, die nach Gestaltung rangen und in ihrer drohenden Formlosigkeit das Dasein der bürgerlichen Welt in Frage stellten. Erst das hilflose und vor den Problemen der Masse ängstlich in seine umhütete Daseinsform zurückweichende Bürgertum verlor die Führung und wurde, während es noch von „Fortschritt“ träumte und redete, von der Zeit überholt. Erst dieses Bürgertum, das, mit Ibsen zu reden, die Forderung „sei Du selbst“ in das Peer-Gyntische „sei Dir selbst genug“ umbog, wurde zur „Bourgeoisie“.

Es handelt sich bei den Massenbildungen keineswegs nur um ein soziologisches Problem mit den beiden wichtigsten Neuerscheinungen: Mittelstand und Proletariat. Im Gefolge maschineller Entwicklung ergab sich eine Massenerzeugung und ein Massenverbrauch, ein Massenverkehr, eine kriegerische Massenwirkung und eine massenmäßige Zubereitung von Bildungstoff. All das stellte Aufgaben, vor denen der Liberalismus auch geistig versagte. Denn die Verschiebung des seelischen Mittelpunktes von Glauben auf Bildung, von religiösen auf philosophisch-ästhetische Werte war zu schwach zu durchdringender Neugestaltung aus der Tiefe. Auch als die sich verbürgerlichende Sozialdemokratie — und das gilt in hohem Grade für den Norden — bürgerlichen Bildungstoff für die Masse herrichtete, versagte dieser offensichtlich, und damit war die Aufgabe einer nicht mehr bürgerlichen Neugestaltung gestellt, wenn sie auch im hochbürgerlichen Norden zunächst noch kaum begriffen ist.

Liberalismus, Demokratie und Sozialismus als politische Gestaltungsformen des letzten Jahrhunderts sind gemein-europäisch. Indessen haben sie jeweils entscheidende Abwandlungen erfahren, die sich in den Bezeichnungen „Nationalliberalismus“ (führende dänische Partei von 1848—1864), „Nationaldemokratie“ (passendste Bezeichnung eines Typus wie Björnstjerne Björnson), „Nationalsozialismus“ (mit dem als geistige Grundhaltung die nordische Auseinandersetzung in den ersten Anfängen steht) ausdrückt. Sie bekunden das Vorhandensein der zweiten Linie, der nationalen, auch in den politischen Bildungen.

Die moderne Kultur ist nicht nur eine Fortsetzung, sondern auch eine Widerlegung der Aufklärung. Sie lebt zugleich von der Erkenntnis, daß die schöpferischen Werte in den tiefen Seelenkräften liegen. Mit einem allgemeinsten Stichwort kann man diese Linie als die romantische bezeichnen. Das Hervortreten dieser Seelenkräfte im 18. Jahrhundert hat ein schwedischer Literaturhistoriker in dem Titel seines Werkes als „Romantik der Aufklärungszeit“ bezeichnet. Er rechnet hierher den Pietismus mit seinen übersteigerten Randerscheinungen, die Sentimentalität in Literatur und Leben (Freundschaftskult u. a.), die Schwärmerei für



80. Szenenbild zu Gustavs III. Drama „Gustav Wasa“ 1. Akt.
Ritterromantik paart sich mit schwedischer Großmachtserinnerung und darstellerischer Rokokoform zu eindrucklichem Szenenbild.

Rousseau. Seine Wirkung ist in der nordischen Literatur nach der Mitte des 18. Jahrhunderts spürbar und zeigt sich überall im Leben an, wo Wort und Tat die Form gefühlsstarker Ergießung und hemmungsloser Leidenschaft erhalten. Mit Rousseau vollendet sich die Entfesselung des Individuums, wandelt sich Erwägung zur Tat. Das Wort selbst zersprengt die ihm gezogenen Grenzen; in der glühenden Beredsamkeit der französischen Revolution will es unmittelbar Waffe und Werkzeug werden. Dieselbe Beredsamkeit hören wir ebensowohl in der Sprache der norwegischen Freiheitsversammlung von Eidsvoll wie in der schriftlichen und mündlichen Propaganda der dänischen Bauernbefreiung. Der Gedanke der Freiheit als Mahnruf zur Tat hat zwar im Norden nicht zu revolutionären Bewegungen geführt. Aber die Ermordung Gustavs III. war die Tat eines Fanatikers, hinter dessen bloß ständischem Haß die Freiheitsforderung glühte. Er ist der Mann mit dem Brutusgefühl im Herzen, der Zögling einer ganzen Generation, die Brutus literarisch vergöttert hatte. Freilich, vor der Brutustat zog sich die Bürgerlichkeit des Nordens dann schauernd zurück. Aus der gleichen inneren Entflammung speiste sich die radikale, republikanische Opposition Dänemarks, die indessen nur literarisch zur Entfaltung kam, sich am Worte berauschte und ihre einzigen Opfer in der Verbannung P. A. Heibergs und des an sich unbedeutenden M. C. Bruun fand.

Allein mit dem Pathos der individuellen und politischen Freiheit ist Rousseaus Einfluß nicht umschrieben. Sein Kulturpessimismus traf ja gerade die kulturtragende, aber auch kulturvergiftete Schicht des aufgeklärten Bürgertums. Er verwies — selbst kosmopolitisch denkend — auf eine naturnahe, menschheitliche Urzeit. Allein in seinem nordischen Widerhall wurde dieser Ruf gewandelt und erzeugte die Neuerweckung nordischer Urzeitbegeisterung, die von der vernunfthaften Aufklärung nur überdeckt, nie erstickt war. Nationalromantische Schwärmerei ist bis in die nicht unbedeutende Dramatik des reinen Aufklärers, Gustavs III., spürbar und erfüllt sich reiner und reicher in der Dichtung Johannes Ewalds. Der Ruf „zurück zur Natur“ aber wandte den Blick von der Stadt aufs Land, wo man endlich nicht mehr nur den schäferischen Mummenschanz einer höfischen Gesellschaft in einer arkadisch stilisierten Buch-Natur erblickte, sondern die wahre Eigenart nordischer See- und Bergnatur mitsamt den Menschen, die sie wahrhaft bevölkerten, dem Bauern, entdeckte. Und damit hatte gerade der Norden endlich heimgefunden zu den wirklichen Quellen seiner Kraft, wenn es auch noch seine Zeit dauern sollte, bis aus dem Überschwang des neuen Bauernkultus sich langsam die tiefere Einsicht in die wirklichen Werte des Bauerntums abklären sollte. Die dänische Bauernbefreiung und der Bauernkult der norwegischen Freiheitsbewegungen sind national gewendete Gesinnungen und Taten aus Rousseaus allgemeinem Naturevangelium.

In solchem Sinne ist Nationalismus die Anerkennung der gestaltenden und bestimmenden Macht überrationaler Gemeinschaftswerte im kulturellen Leben, und als solche ein auszeichnen-

Natur und Unschuld, das ausschweifende Ordens- und Mysterienwesen. All jene von uns schon berührten Erscheinungen lassen sich indessen gegen die eigentliche Romantik sehr wohl abgrenzen; sie sind eine Romantik „trotzdem“, Verdrängungserscheinungen vernachlässigter Seelenwerte, ohne inneren Halt und daher bald krankhaft blaß, bald ungesund überhitzt.

Keine Kulturpersönlichkeit der Vorromantik hat indessen so tief gewirkt wie

des Merkmal des 19./20. Jahrhunderts gegenüber dem 18. Jahrhundert. Doch ist zu betonen, daß Nation nur einer jener schwer definierbaren, weil nicht gedachten, sondern erlebten Größen aus dem Geiste der Romantik ist. Er ist mit Volk nicht ohne weiteres gleich zu setzen, und gerade im Norden sind die Begriffe Nation und Volk und ihre Verkünder keineswegs identisch. Soviel aber wird man sagen dürfen, daß sich nur dort das schöpferische Leben und die völlige Persönlichkeit des 19. Jahrhunderts verwirklicht, wo sich das bürgerlich freie Individuum des 18. Jahrhunderts nicht nur verstandesmäßig einer Gruppierung anschließt, sondern sich ihr tiefst gefühlsmäßig eingeboren und verantwortlich weiß.

Die Brennpunkte nationalen Geschehens liegen für den Norden in Norwegen, in Schleswig und auf Island. 400 Jahre lang war Norwegen praktisch ein minderberechtigter Teil der dänisch-norwegischen Doppelmonarchie gewesen. Noch Holberg hatte sich, wie erwähnt, ganz als Däne, als Kopenhagener fühlen und sein Erbe dänischen Bildungsanstalten hinterlassen können. Die jungen norwegischen Studenten und Literaten, die um 1770 in Kopenhagen die „norwegische Gesellschaft“ gründeten, führte mehr als nur äußerliche Landsmannschaft zusammen. Mitten in ihrem Kopenhagenerium waren sie sich ihrer norwegischen Sonderart bewußt und konnten nicht mehr im Dänentum aufgehen. In der kurzen Zeit der Druckfreiheit unter Struensee quoll plötzlich eine norwegische Selbständigkeits-Literatur auf, die aufs wunderbarste Loyalität und Freiheitspathos verband, und erkennen läßt, wie weit ein norwegisches Nationalgefühl unter der Decke des Absolutismus bereits gediehen war. Damals entstand aus einem ganz harmlosen politischen Anlaß jenes Lied von Nordal Brun, das vor 1814 als norwegisches Nationallied gelten kann:

For Norge, kjempers fødeland,
Vi denne skaal vil tømme.

(Für Norwegen, der Recken Mutterland, wollen wir diesen Becher leeren.)

Es zeigt, wie weit die norwegische Nation inzwischen über die bloß bürgerlichen Einzelorderungen aus Besitz und Bildung (vgl. S. 322) zu einem neuen, geschlossenen und über-rationalen Nationalgefühl vorgedrungen war. Es ruft in hohen Tönen das nationale Freiheitsgefühl auf („wir träumen kühn von Freiheit“), sucht seine Gründe in Geschichte („der Recken Mutterland“) und Natur („ein Hoch auf Norwegens Berge, auf Felsen, Schnee und Triften“) und es macht nicht die reiche Handelsstadt Bergen, sondern den sagen- und schneeumlagerten Dovrefjell zum Symbol Norwegens. Wie ein Echo solcher nationalromantischer Töne klingt es, wenn 40 Jahre später der Vorsitzende der verfassungsgebenden Versammlung von Eidsvoll in seiner Schlußansprache die Gestalten der norwegischen Geschichte „auf Norwegens altem Throne“ aufrief und wenn die gleiche Versammlung sich bei der Abschiedsfeier in dem Rufe zusammenfand: „Einig und treu, bis der Dovre zusammenbricht.“

In der Tat ist der norwegische Freiheitskampf in diesem Augenblick alles andere als „vernünftig“. Denn ohne alle eigenen militärischen und finanziellen Mittel war das Land durch einen rechtsgültigen Frieden an Schweden ausgeliefert, das alle Trümpfe in der Hand hatte. Es war eine Rebellion, eine Auflehnung des Machtlosen gegen die Mächte Europas — und sie gelang. Mögen die Historiker für den schließlichen Sieg des wehrlosen Volkes und die Bewahrung seiner inneren Selbständigkeit auf manche Gründe der europäischen Gesamtlage hinweisen können, so wäre doch ein Jahrhundert früher weder dieser Widerstand noch sein Gelingen möglich gewesen; es mußte die innere Tatsache hinzukommen, daß eine zukunfts-volle Idee ihre siegreiche Kraft entfaltete, die Idee der nationalen Eigengeltung.

Träger dieser Idee war keine neue Gesellschaftsschicht. Es war dasselbe Bürgertum, das die Aufklärungsgedanken zum Siege geführt hatte. Die führenden Männer von Eidsvoll waren Beamte, Offiziere, Geistliche, Kaufleute und Gutsherren. Das Bürgertum selbst war damals

seelisch jung und doch reif genug, die Helle der Vernunft mit der Tiefe und Begeisterung des Gefühls und der Idee zu verbinden. Oft blieb es ein bloßes Nebeneinander. Aber da, — und nur da — wo die beiden Werte der bürgerlichen Welt zur Einheit verschmolzen, Aufklärung und Romantik, Vernunft beflügelt und durchwärmt von Phantasie, Individualismus gebändigt durch Gemeinschaftsbewußtsein, gedieh die reifste Frucht der bürgerlichen Welt, die bürgerliche Persönlichkeit.

Darum ist die norwegische Geschichte so ungemein reich an wirklichen Charakterköpfen. Männer wie Christian Magnus Falsen, der „Vater der norwegischen Verfassung“, der 1821 aus nationalem Pflichtbewußtsein einen inneren Frontwechsel vollzog, der seinen politischen Ruf aufs Spiel setzte, wie Wilh. Christie, der Träger des norwegischen Gewissens in den ungemein schwierigen Unionsverhandlungen mit Schweden 1815, Graf Wedel-Jarlsberg, der letzte Vollblutaristokrat Norwegens, der seinem Haupte mehr als einmal eine Königskrone nahe sah und der, an englischem Vorbild geschult, seinem Volke unter einer Verfassung diente, die den Adel abschaffte, wie Jacob Aal, der Wirtschaftsführer, der eine Wirtschaftspolitik empfahl, die seine eigenen Wirtschaftsprivilegien zerschlug, wurden in ihrer Haltung nicht mehr durch ständische Interessengemeinschaften, noch nicht durch anonyme Parteiprogramme, sondern durch die freie Verantwortung der freien Persönlichkeit vor ihrem Volke, d. h. also national bestimmt. Später, als die ersten Kämpfe glücklich durchgefochten waren, traten andere als politische Aufgaben in den Vordergrund der norwegischen Volkwerdung — die breite Figur Henrik Wergelands bedeutet den Übergang von bloß politischer zu umfassend kultureller Aufgabenstellung. Doch sorgte die oft mit fast kindischer Eifersucht gehütete Gleichstellung in der Union für ein dauerndes national weckendes Element in der Politik über bloßen Parteizank und Klassenkampf hinaus und befeuerte so starke Persönlichkeiten wie Björnson und den Führer in der Unionsauflösung von 1905, Christian Michelsen.

Ähnlich der norwegischen wurde einige Jahrzehnte später die Schleswiger Frage zur Schmiede nationalen Bewußtseins auf beiden Seiten der Front. Im 18. Jahrhundert gab es einen deutsch-dänischen Gegensatz von bewußter Schärfe im ganzen Königreiche nicht. Die ersten Sturmzeichen nationalbewußter Gegensätze regten sich im Kampf gegen Struensee, dessen Fremdbürtigkeit ein Agitationsmittel seiner Gegner wurde. Die Guldbergsche Innenpolitik der nächsten Jahre war zum ersten Male bewußt dänisch-national; sie versuchte durch das Indigenatsgesetz die Überfremdung des Beamtentums aufzuhalten. Was aber an deutschsprachigem und deutschdenkendem Volk vor dem weitmaschigen Gesetz bestand — vor allem also alle Schleswig-Holsteiner — war im Staate gleichberechtigt. Noch wurde die Frage vom Staat aus gesehen, nicht von der Nation. Aber gerade in jenen holsteinisch-deutschen Kreisen, die durch die Namen Reventlow und Stolberg bezeichnet werden, rief die Guldbergsche Politik des staatlichen Aufklärungs-Nationalismus ein kulturelles Deutschgefühl wach, für das die dänische Sprache das Wort „Hemmetyskeri“ (Inlands-Deuschtümelei) geprägt hat und das an der Erweckung des schleswig-holsteinischen Eigengefühls wesentlich beteiligt ist.

Doch erst das aufschwellende Nationalbewußtsein nach Napoleons Fall brachte in der schleswig-holsteinischen Frage den Wandel von Staatsgefühl zu Volksgefühl. Der verwickelte geschichtliche Verlauf von 1814—64 ist hier nicht zu behandeln; kulturgeschichtlich wichtig ist die seelische Wandlung, die einen alten staatsrechtlichen Grundsatz: „up ewig ungedeelt“ mit neuem Gefühlsinhalt erfüllte, dessen Wärme zu lodernnder Begeisterung wurde und jenes Lied gebar, das weit über die Grenzen der Herzogtümer hinaus deutsche Herzen brüderlich höher schlagen ließ: „Schleswig-Holstein meerumschlungen.“ Aber auch auf dänischer Seite vollzog sich der gleiche Wandel von bloß staatlich-dynastischem Rechtsanspruch über ein zugleich politisch liberales Volksbewußtsein in dem dänisch sprechenden Teil Schlesiws zu einem sprachlich betonten Zugehörigkeitsgefühl zur dänischen Heimat. Auch hier knüpfte der seelische Wandel an ein politisches Stichwort an: die Bezeichnung Sønderjylland (Süd-jütland) für Schleswig wurde aus einer geographischen Lagebezeichnung zu einem Bekenntnis,

das die uralte staatliche Einheit Schleswig-Holsteins leugnet und eine neue sprachlich-volkstümliche Bindung nach Norden, nach dem dänischen Jütland betont. Dies neue Bewußtsein fand seinen Ausdruck, als der Abgeordnete Peter Hjort Lorenzen in der Schleswiger Ständeversammlung zum ersten Male in öffentlicher Rede dänisch sprach. Damit war die Losung gegeben; der Gegensatz der Länder, der Zwiespalt der Nationen fand seinen Ausdruck im Zwiespalt der Sprachen.

Von Lorenzens Rede ging ein weckender Widerhall durch Dänemark. Sie gab dem dänischen Volke das Signal, dem es folgte — im Guten und im Bösen, bis zum vorläufigen bitteren Ende von 1864. Hinter dem nur ästhetischen oder nur politischen Interesse der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts erhob sich reinigend das nationale. Das Titelblatt der Kampfzeitschrift Dannevirke zeigt, wie sehr die Bewegung in der nationalen Romantik wurzelt (Lyra, Waffen und Spaten, Runenstein, Dänische Landschaft); aber sie wurde aus einem Traum zu einem Ziel. Andererseits erfüllte sich auch der politische Liberalismus mit nationaler Wärme; die führende Gruppe durfte sich mit Recht national-liberal nennen. Ja, die nationale Weckung Dänemarks schien eine Zeitlang mächtig genug, den ganzen Norden zu ergreifen, ein nordisches Gemeinschaftsgefühl zu erwecken und die dänische Südgrenze zur nationalen Südgrenze Skandinaviens zu erweitern. Der Schwung der Wünsche und Hoffnungen zerbrach freilich 1864. Aber als Spannung und Schmerz blieb „Sønderjylland“ mitten in aller Volkszersplitterungskunst des politischen Parteilebens fortan eine einigende und festigende nationale Kraftquelle Dänemarks. Die Lösung von 1920 freilich tut gerade dem Freunde Dänemarks weh, da sie aus der Giftsamt von Versailles erwuchs; nicht den Dänen zu Liebe, nur Deutschland zu Leide erhielt Dänemark damals Nordschleswig zurück. Wenn es etwas Versöhnendes darin gibt, so ist es die maßvolle Haltung bei einem Teile des dänischen Volkes, das aus einer inneren Erfassung des Nationalbegriffes die Grenzziehung in einer Abstimmung versuchte, die ehrlicher als die anderen sogenannten Volksbefragungen der Versailler Zeit durchgeführt wurde. Immerhin hat diese Form der Erwerbung Nordschleswigs Dänemark in einer Weise den Versailler Mächten und dem Völkerbund verpflichtet, die ihm nicht durchaus zum Heile war; nicht zufällig folgte der Erwerbung Nordschleswigs die Selbsterstörung der dänischen Wehrkraft.

Wie in Norwegen, so schuf auch hier die nationale Aufgabe die bürgerliche Persönlichkeit. Zunächst

Dannevirke.

Forfendes, ifølge Kongelig allernaadigt Tilladelse, med Brevposten i begge Hertugdømmene, i Kongeriget med Valkeposten, og bestiltes paa alle offentlige Postcontoirer i hele Riget.



Prisen er 15 S. Cour. eller 3 Rtbl. Solo in loco, igjennem Postcontoirerne i Hertugdømmene 20 S. eller 4 Rtbl. Solo, og i Kongeriget igjennem diøse, 1 Rtbl. Solo for hvert Fjerdingaar.

Et Ugeblad for Hertugdømmet Slesvig.

Nr 34.

Den 7 Februar

1839.

Niels Chr. Nisens Minde.

Saa er Du hebigangen, Du, den slesvig-danske Sags varme Ven! Med dyb Bedrøvelse fornam jeg dette Sørgbudskab! — Vel leve de vi hern fra hinanden, i meget forskjellig Forhold, i forskjellig Livsstilling, og hvor Meget Du var for Dine Nærmeste, kan ikke jeg tolke; men i den korte Tid, vi kjendte hinanden paa Jorden, forbandt os et Utsliggende faa noie, som om vi i mange Aar havde været Venner. Et aandeligt Broderkab fandt Sted mellem os; vi hang jo ogsaa med lige Kjærlighed ved en fælleds Moder, vort Fødeland Slesvig! Derfor felet jeg Trang til her at sætte Dig et Minde, for at dit Navn kan nævnes, naar den Danske Sags og dens Redskab, Dannevirkes Historie engang skrives! — Hvillen væsentlig — hidintil ifftun Saa befyndt — Deel den vakkre Nisens har havt heri, ville vist Mange læse med Deeltagelse. — Efterat jeg siden 1832 havde begyndt offentlig at ytre mig om det danske Sprogs Forhold i Slesvig, hengif flere Aar, inden nogen Virkning sporedes. Da paa Stedet, hvor det havde været at vente, Sagen ikke værdigedes

Dpmærksomhed, saa maatte den næsten have hvilet, hvis det udtalede Ord ikke hos Folket havde fundet Gjenslang. Men i Borger- og Bøndestanden spirede omsider den udstroede Sæd. Et Sandfen for det danske Modermaal, det i Aarhundreder lide Trøst uagtet, endnu ikke var gandske udsuffet, viste sig allerede tydeligen i Aaret 1836 paa den første slesvigste Landdag. Det her foregaaede ligesom Stridvælfes og Besøg af mig for utjendte Nordflesvigere kunde ikke andet end paa Ny hendraage mit hele Sind til vor Sag; men Intet overbeviste mig mere levende om at jeg arbeidede i Folkets Aand, end et i December samme Aar modtaget Brev fra den mig dengang ligeledes gandske ubefjendte Nisens. Dette gav først Stødet til en noiere Forbindelse imellem flere den danske Sprogsags Venner og til en ny Virksomhed for dem. Dette Brev staae da her, som et talende Beviis paa vor Nisens Sindelag og varme Jølelse for det, han erkjendte for Ret.

Haderslev, den 18 December 1836.

Hilfskræde Hr. Professor!
„For nogen Tid læste jeg Deres . . . Skrift über „Volkstümlichkeit und Staatsrecht des Herzogthums“

81. Titelseite einer Nummer des ersten Jahrganges des dänisch-schleswigschen Kampfwochenblattes „Dannevirke“. Auf dem Grenzstein in Runen „Danmark“.

zu beiden Seiten der Schleswiger Front: in Dahlmann, Beseler, Droysen so gut wie in Flor, Nissen und Hjort Lorenzen, der um der nationalen Sache willen die tödliche Feindschaft seiner deutschen politisch-liberalen Gesinnungsgenossen auf sich nahm. Doch auch im Königreiche selbst wirkte die nationale Sache erfüllend und gestaltend, vertiefte Orla Lehmanns gefährliche Demagogie zu verantwortlich nationaler Leistung, erfüllte Karl Plougs bloß studentischen Schwung mit höherer Kraft, erhob die religiös versunkene Kraft D. G. Monrads wieder und wieder zu nationaler Pflichterfüllung in Tagen schwerer Entscheidung und führte in ihm den Doppelklang Gott und Volk auf seine Weise ebenso zur Harmonie, wie in dem größten Dänen jener Zeit, Nicolaus Frederik Severin Grundtvig, dessen geniale Volkstümlichkeit aus dem Erlebnis „Sønderjylland“ ihre letzte Rundung erhielt.

Schließlich sind hier die Regungen eines neuen isländischen Nationalgefühls nicht zu vergessen. Jahrhunderte lang hatten schamlose dänische Ausbeutung und unheilvolle Naturkatastrophen den Mut des kleinen Inselvolkes untergraben und seinen Charakter entstellt. Im 18. Jahrhundert war es auf den Tiefpunkt der Verzweiflung gesunken, so daß der Plan möglich wurde, die Reste des isländischen Volkes nach der jütischen Heide zu verpflanzen — wo sie dann zum letzten Male dänisches Ausbeutungsobjekt und Kulturdünger in Dänemarks unfruchtbarster Landschaft geworden wären. Zugleich bezeichnet die gänzliche Aufhebung des Allthings (1800) den politischen Tiefpunkt der Bahn. Doch war dem Isländer ein Gut geblieben, die alte Sprache, die im täglichen Leben jeden Augenblick gegenwärtig war, zugleich aber aus der nie vergessenen alten Literatur in höchster künstlerischer Reife erklang, ein Trost in der Verzweiflung und ein Band zwischen der Vergangenheit und Gegenwart. So wurde hier die Sprache, die in der politischen Freiheitsbewegung Norwegens nie eine Rolle gespielt hatte, in den Schleswiger Kämpfen erst allmählich in den Mittelpunkt rückte, zum Halte- und Ausgangspunkt der nationalen Neubesinnung.

Auch hier beschäftigen uns die geschichtlichen Stufen von 1800 bis zum Freiheitsjahre 1918 nicht. Kulturgeschichtlich wesentlich ist die Tatsache, daß auch hier die Wirkung erst aus der Verbindung der politisch-liberalen Zeitideen mit der nationalen Forderung erwuchs und daß auch hier die entscheidende Tat, die Wiederaufrichtung des Allthings, die Leistung eines Mannes ist, der aus dieser Verbindung heraus zu freier sittlicher Verantwortung vor seinem Volke gelangte, des großen isländischen Staatsmannes Jón Sigurdsson.

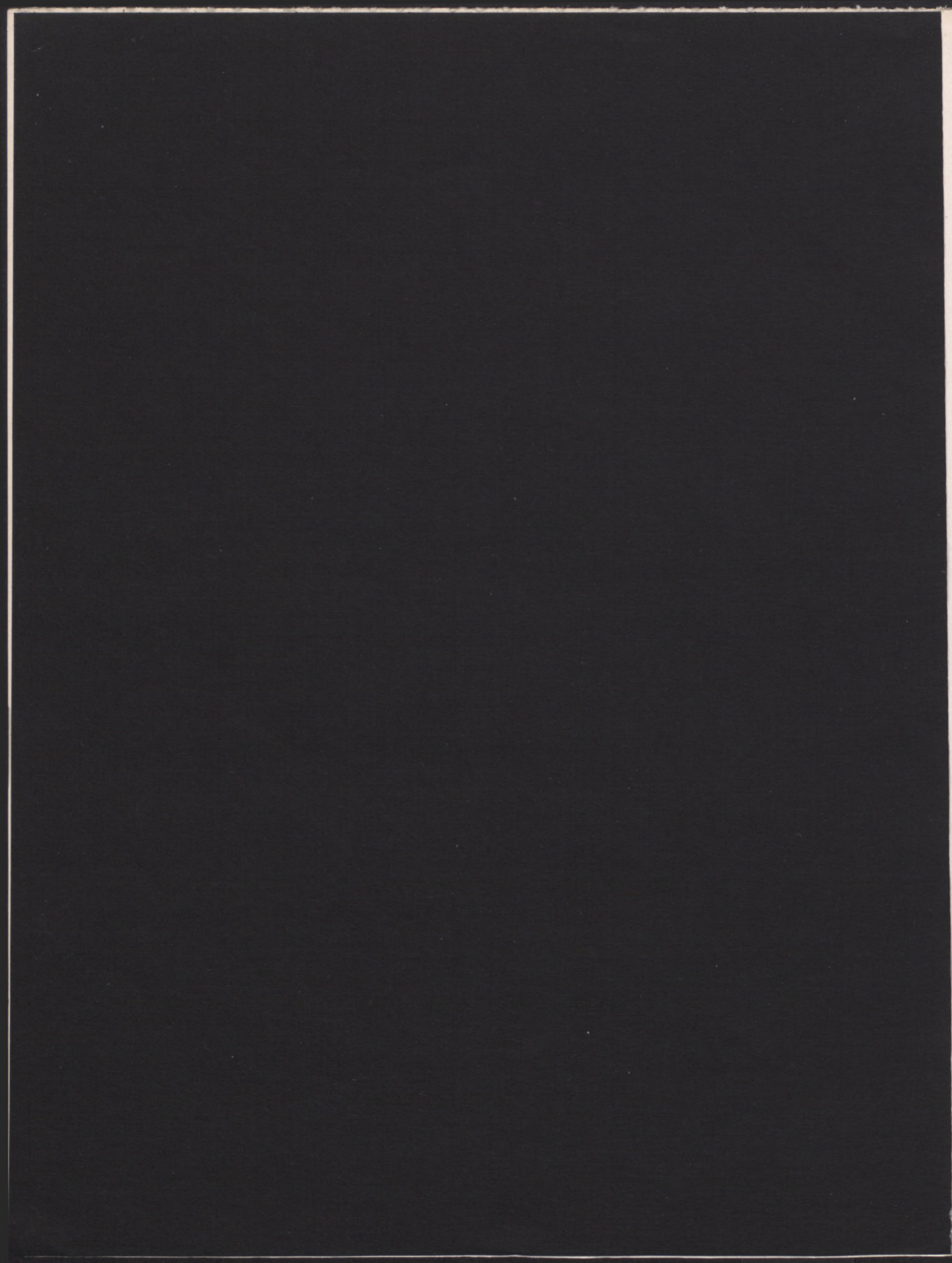
Dagegen fehlt diese Verschmelzung bürgerlicher Forderungen und nationaler Gesinnung in Dänemark vor 1840, und sie fehlt ganz in Schweden. Und an beiden Stellen sehen wir, wie dem Leben die ursprüngliche Kraft mangelt.

Dänemarks Politik der napoleonischen Zeit hatte eine Kette von Unheil über das Land gebracht, von der Schlacht auf der Kopenhagener Rheede 1801, über die Vernichtung der dänischen Flotte 1807 zum Kieler Frieden 1814, gepaart mit einem erdrückenden wirtschaftlich-finanziellen Zusammenbruch. Nur bei ganz wenigen wirkte diese Zeit so unmittelbar religiös und national weckend wie bei Grundtvig. Über die Masse des Bürgertums legte sich ein lähmender Druck, der bei den Besten zu einer Flucht aus der kleinbürgerlichen Enge bedrängter wirtschaftlicher Verhältnisse in das freie Reich der Kunst führte. Darum steht der große Dichter Adam Öhlenschläger im Mittelpunkt; in ihm und um ihn gedieh in der Tat mitten in der schwarzen Zeit der dänischen Wirtschaft die goldene Zeit der dänischen Literatur. Doch alle Blütenfrische und dänische Morgenhelle seiner Jugendliteratur täuscht nicht darüber hin, wie sehr sich Kunst darin verselbständigt und wieviel Flucht aus der engen Wirklichkeit in die Traumwelt von Idee und Schönheit darin ist — in keinem Werke mehr als in seinem großen Schauspiel „Alladin“. Flucht nach dem „reinen Osten“, Flucht in die traumhafte Üppigkeit und Seligkeit des Märchens, Flucht in die Fülle musikalischer Klänge, wie sie in dänischer Sprache noch nie gehört worden waren. Das nationale Unglücksjahr 1807 wurde ihm nicht wie Grundtvig entscheidend. Er dichtete in jenem Jahre in Paris die alte Ritterromanze von Axel und Valborg zu einem gefühlsüberfüllten Szenenspiel und ließ ihm im folgenden Jahre von Italien aus in deutscher Sprache das Schauspiel Correggio folgen — Künstlerschicksal, nicht Volksschicksal, Renaissance, nicht Gegenwart, fremde Kultursprache, nicht eigene Volkssprache. Auch der alte Norden, den Öhlenschläger mit neuen, begeisterten Augen sah, war Flucht einer schwachen Gegenwart in eine starke Vergangenheit und wurde erst später auf Umwegen zur gegenwärtigen Kraftquelle, die sie für Grundtvig



Markt und Kontor in Bergen. Aquarell von J. F. L. Dreier. 1816. Museum Bergen.

Tafel XVI.



von vornherein war. Auf der Bühne — wo Kunst ja am gegenständlichsten wird — haben übrigens schließlich nicht Öhlenschlägers nordische Schauspiele am stärksten gewirkt, sondern Heibergs Vaudevilles, jene leicht-anmutigen Singspiele, in denen die witzige Selbstgenügsamkeit des Kopenhagener Biedermeiertums Gestalt gewinnt, mit der weltmännischen Enge dieser seltsamen Stadt und mit der städtisch gezähmten Buchen-Natur ihrer Umgebung als Hintergrund. Die großen Aufregungen der bürgerlichen Öffentlichkeit waren die literarischen Fehden des älteren Baggesen mit dem jungen Öhlenschläger — 1812/20, also mitten im Zusammenbruch des Staates — und des jungen Joh. Ludv. Heiberg mit dem älteren Öhlenschläger in den 30er Jahren. „Flucht“ auch dies im Grunde, wie wieder Grundtvig sehr wohl einsah. Und zugleich war es eine Form des Geniekultes, die in der Enge des Lebens den streitenden Genien mit neugieriger Wachsamkeit zusah. Ihren Gipfel aber erreichte wohl jene ästhetische Wendung des bürgerlichen Lebens in dem Kult Bertil Thorvaldsens, des geborenen Isländers, der zum Römer geworden war.

Erst der oben geschilderte Einbruch nationaler Aufgaben in diese dumpf-behagliche Sphäre brachte eine scharfe Wendung. Doch wiederholte sich die Flucht ins Ästhetische nach 1864 noch einmal; jetzt mit einer Epigonenleerheit gepaart, gegen die erst Georg Brandes einen heimatlos-europäischen, dann J. P. Jacobsen und Holger Drachmann einen dänisch-bodenständigen, das aufdringende Proletariat einen vernehmlich politischen Einspruch erhoben. Denn diese Nachromantik war schon Bourgeoisie.

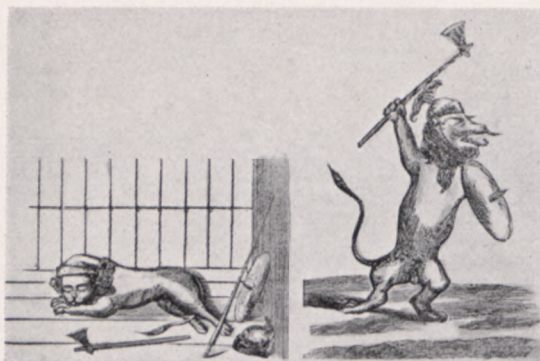
In Schweden hat der Verlust Finlands 1812 kein nationales Schmerzgefühl von Kraft und Dauer erzeugt. Esaias Tegnér's mannhafte Finlanddichtung fand in einem national zerrütteten Schweden keinen tiefen Nachhall, das durch die geschmeidige Kraftnatur Bernadottes eben von Osten nach Westen, von der Umschließung der Ostsee zur Abschließung auf der Halbinsel, von Finland nach Norwegen gelenkt wurde. In der Zeit des Skandinavismus (vgl. unten) wärmte sich die Jugend Schwedens im Grunde am dänischen Feuer, da sie ein eigenes nicht zu entzünden vermochte. Zwar schlug August Strandbergs schwungvolle Lyrik das Thema „Finland“ an und versuchte, zu einer Befreiung Finlands aufzurufen, doch nicht einmal in Schweden, geschweige denn im übrigen Norden fand er tätigen Widerhall. Ebenso wenig aber hat das neue Ziel, Norwegen, für Schweden werbende Kraft gehabt. Die „norwegische Frage“ ist in Schweden ein Jahrhundert lang eine leidige politische Angelegenheit, kein nationales Anliegen gewesen und nach einer Kette von Rückschlägen verdrossen — und unter bezeichnender Zustimmung der Sozialdemokratie — aufgegeben worden.

So fehlte der schwedischen Politik eine nationale Losung; sie war ein zähflüssiger Ausgleich zwischen parlamentarischer Parteipolitik und Verwaltungsbürokratie. Nur selten fand darum die bürgerliche Persönlichkeit hier gedeihlichen Boden. Der hervorragendste unter ihnen — der konservative Häuptling August von Hartmannsdorf — ist eher der letzte Ritter der schwedischen Aristokratie gewesen und hat seine Handlungsantriebe aus dem adligen Standesbewußtsein, nicht aus dem bürgerlichen Persönlichkeitsgewissen entnommen. Namentlich seine persönlichste Tat, die Mahnung an den Adel, freiwillig auf seine Privilegien zu verzichten, war nicht demokratisch-zukunftsvoll; sie hat etwas von der Haltung der französischen Aristokratie vor der Guillotine — Würde im Untergang.

Die bürgerlichen Persönlichkeiten Schwedens gedeihen höchstens am Rande der Politik in den Bezirken von Kunst, Wissenschaft und Humanität. Es sind Männer wie Esaias Tegnér, in dessen Werk sich



82. König Friedrich VI. von Dänemark auf dem Spaziergang mit Frau und Töchtern. Gemälde von J. H. Senn. Schloß Rosenborg.



83. Karikatur über den norwegischen Skandinavismus aus der Zeitschrift *Vikingen* 1864. Die Karikatur erfaßt scharf das Versagen der auf „götische“ Urzeitromantik gestellten Ideologien (der Wikinger-Löwe) im bürgerlichen Raum (der Löwe mit Schlafmütze).

aufklärerische Beredsamkeit mit Schillerschem Humanitätspathos zu höchster Wirkung paart, wie Erik Gustav Geijer, der Historiker, dessen geschichtlicher Tiefblick die organischen Lebensformen der Vergangenheit erfaßte und der von ihnen zu lebendigen Gegenwartwerten vorstieß, wie der bedeutende Jurist Joh. Gabriel Richert, der, so überaus bezeichnend, jeden der ihm offenen Wege in Partei- oder Staatsführung vermied, wie Pehr Wieselgren, der Wecker neuer Frömmigkeit in Südschweden und soziale Vorkämpfer gegen den Brantwein und seine verheerenden Folgen — um nur einige Namen zu nennen. Die in einem weiteren Sinne nationale Idee des Skandinavismus hat zwar auch in Schweden die Gemüter befruchtet, aber hinwelkend, ohne zu reifen, hat sie auch ihre feurigen Verfechter nicht zu vollen Kulturpersönlichkeiten ausreifen lassen.

Der „Skandinavismus“ ist in der Tat nichts anderes als der Versuch, die nationale Idee auf

den Norden als Einheit zu übertragen. Er hat seine Wurzeln in der nordischen Romantik und ihrem neu erfaßten Eifer für die nordische Vorzeit. Sie berührt sich darin mit der Urzeitromantik der Barockzeit (vgl. S. 307), mit der sie das Stichwort „götisch“ gemein hat. Doch machte man sich nun den alten Norden nicht mehr eifersüchtig streitig wie zur Zeit der Bureus und Worm, Rudbeck und Lyschander; man sah ein Erbe, das es gemeinsam zu verwalten galt. Als im Jahre 1829 der Professor und Dichter Esaias Tegnér bei einem feierlichen Promotionsakt in Lund dem Gast und Standesgenossen aus dem nahen Kopenhagen, Adam Öhlenschläger, den Lorbeerkrantz aufs Haupt drückte — mit jener wohl vorbereiteten Improvisation, die für ihn so bezeichnend ist — da war ein erster „Skandinavismus“ im Rahmen der Idee, der Kunst, des gemeinsamen Erbes verkündet. Der neue, vorab dänische Skandinavismus der 40er und 50er Jahre hingegen nährte sich aus politischen Quellen und sammelte sich letztlich um die dänische Südgrenze als greifbares Symbol. Sein Träger ist die Jugend — genauer die akademische Jugend — in der sich jene fruchtbare Verbindung von politischem Freiheits Traum und nationalem Geltungstraum in einem schönen, doch ungehemmt wirklichkeitsfernen Pathos entlud. Studenten aller drei Länder trafen sich festlich in Kopenhagen und Lund, Christiania und Uppsala. Ein schwellendes Brudergefühl, Fahnen und Sonne, klangvolle Worte und funkelnder Wein, Jugend und Schönheit liegen berückend über diesen Tagen. Nicht zufällig waren in dieser Bewegung die Dänen die Treibenden, die Norweger die Zurückhaltendsten, während der schwedischen Jugend der Skandinavismus rauschhafter Ersatz eigenen Mangels wurde. Es gelang nicht nur, diesen Strom der Begeisterung in die Presse zu lenken, sondern auch die Throne damit zu berühren, und es schien eine Zeitlang, als könne sich dynastische Einheitspolitik mit studentischer Einheitsbegeisterung verbinden. Doch mißlang das Entscheidende: die Umsetzung in praktische Politik zu entscheidender Stunde. Sowohl 1848 wie 1864 blieb Dänemark allein, zwar vom allgemeinen Anteil der „Brudervölker“ begleitet, aber nur von kleinen Freiwilligenscharen als Einlösung skandinavistischer Gelöbnisse wirklich unterstützt. „Lügen und Träume — das war also alles“, mit dieser bitteren Grabchrift begrub Ibsen — in einem Brief an Björnson — den schönen Traum.

Trotz allem hat ein skandinavisches Gemeinschaftsbewußtsein den Skandinavismus zweifellos überdauert. Es hat sich aufs Kulturelle und Wirtschaftliche zurückgezogen und lebt mehr im Gefühl als im Willen. Dafür hat es seine bürgerlich-akademische Grundlage wesentlich verbreitert und auch im Proletariat

Wurzel geschlagen. Wirtschaftliche Gemeinschaft rief 1872 die erst im Krieg zerbrochene Währungseinheit hervor, gemeinsame politische Gefahr führte die Völker im und nach dem Weltkrieg in gemeinsamer Neutralitätspolitik zusammen. Selbst der Quellpunkt des Skandinavismus, die deutsch-dänische Grenze blieb ein Wert im skandinavischen Gesamtbewußtsein; Nordschleswig war in allen nordischen Herzen ein wunder Punkt. Viel wird für die Zukunft des Nordens davon abhängen, ob er dies Gemeinschaftsgefühl für seine Lebensgestaltung fruchtbar machen kann.

Die Formung des Nationalitätsbegriffes vollzog sich wesentlich im bürgerlichen Raum. Er wirkte vor allem nach außen hin und von außen her. Das Wort „Volkstum“, auch dies ein Stück romantische Sprache, wirkt von und nach innen. Gleichfalls vom Bürgertum ausgehend ist es nicht Abgrenzung, sondern Vertiefung. Es wurde lebendig, indem der Bürger das Bauerntum neu entdeckte — und zwar nirgends so sehr wie im bäuerlichen Norden.

Wir haben schon früher betont, wie klein die bürgerliche Schicht auch um 1800 noch war — für Island, wo damals Reykjavik 300 Einwohner hatte, fällt sie noch ganz fort. Freilich ist nicht alles Landvolk auch Bauer, selbst wenn man von der adligen und bürgerlichen Gutsherrenschaft absieht. Es gab eine gewaltige ländliche Unterschicht, neben dem eigentlichen Gesinde die Masse der wirtschaftlich abhängigen Kätner (*torpare, statare, husmaend*) und Kleinpächter und eine ganze Schicht zugleich kleinbesitzender Fischer an der Küste, eine Unterschicht, von der sich das selbständige Bauerntum selbst scharf abgrenzte. Aber der Bauer war und blieb das Entscheidende. Die soziale Lage des Bauern im 18. Jahrhundert hatten wir als sehr ungleich kennengelernt: in Schweden persönlich frei und mit politischen Rechten, in Norwegen persönlich frei, aber gleich den anderen Ständen ohne politisches Recht, in Dänemark mindestens stellenweise unfrei und gedrückt, auf Island das Ausbeutungsobjekt eines erbarmungslosen Monopolhandels. Dennoch war er überall gleichmäßig der „ruhende“ Stand, der von Staat und Gesellschaft abgedrängt, an ihrem Aufbau keinen gültigen Anteil hatte.

Die „Entdeckung“ des Bauern geschah zuerst wirtschaftlich, als die merkantilistische Wirtschaftstheorie abklang und man sich auf die natürlichen Hilfsquellen besann. Diese Wendung und ihre wirtschaftlichen Folgen sind früher behandelt. Zu allgemeiner kultureller Bedeutung kam dieser Wandel aber doch erst durch das Einstürmen jener Rousseauschen Vorromantik, die aus Begeisterung für Natur, Unschuld und Einfachheit des Landes zum Bauern in eine freilich stark illusionäre seelische Beziehung trat. Sie mußte in Dänemark die tiefsten Folgen haben, denn hier war ja das Bauerntum am schwersten vernachlässigt. Die dänische Bauernbefreiung, eine wirtschaftliche und soziale Maßnahme, wurde erst möglich, nachdem die bürgerliche Gesellschaft und der aufgeklärte Staat zuvor seelisch vom Pietismus aufgelockert und von der frühen Volkstumsromantik erwärmt worden war. Noch der national betonte, aber aufklärerische Kurs Guldbergs sah wohl die nationale Landwirtschaft, aber nicht den Bauern und hemmte das Befreiungswerk.

Die Träger der Bauernbefreiung kamen vielmehr aus zwei Lagern, deren jedes für sich bezeichnend ist. Es waren einerseits Männer, die im Weiterdenken der Menschenrechte auf den Bauern gestoßen waren und seine Menschenwürde mit dem Pathos der französischen Revolution verfochten, so schriftstellerisch der Philosoph Tyge Rothe, staatsmännisch Christian Colbjørnsen — der nicht zufällig aus dem freibäuerlichen Norwegen stammte. Andererseits war es jener durch Familienbeziehungen fast dynastisch ver-



84. Joh. Ludwig Graf Reventlow. Gemälde von Jens Juel. Das Porträt ist unmittelbarer Ausdruck der pietistisch-gefühlhaften Haltung dieses Vorkämpfers der dänischen Bauernbefreiung.

flochtene Kreis des jüngeren Bernstorff und Schimmelmann und der Brüder Reventlow, der geistig schon durch seine enge Beziehung zu den Brüdern Stolberg — Bernstorffs Frau war Auguste Stolberg, Christian Stolbergs Frau Louise Reventlow — bezeichnet ist. Er fand über den Pietismus und die Mitleids-Humanität der Wertherzeit den Weg zum Bauern als einem leidenden Bruder, am leidenschaftlichsten Ludwig Reventlow, und erhielt aus seiner religiösen Gestimmtheit Pflicht und Anstoß zu helfender Tat. So gedieh aus der Vorarbeit von Kommissionen, deren Seele die genannten Männer waren, das entscheidende Gesetz vom 20. Juni 1788, die Lösung der Schollenbindung. Mit ihm beginnt die neue, glückliche Geschichte des dänischen Bauertums.

Die dänische Bauernbefreiung kam also — im Gegensatz etwa zur proletarischen Arbeiterbewegung — ganz von oben her aus der aufgeklärten bürgerlichen Gesellschaft; der Bauer selbst war weder gedanklich noch organisatorisch daran beteiligt. Auch in Schweden und namentlich in Norwegen gab es eine entsprechende Oberklassenbegeisterung für den Bauern, den sie im Grunde nicht kannte und daher literarisch-sentimental auffaßte. In Norwegen gehörte der „freie Odalbonde“ gerade im Gegensatz zum versklavten dänischen Bauern zum unvermeidlichen Bestand aller nationalpatriotischen Kampfschriften und ist daher mit allen jenen Tugenden ausgestattet, die die Zeit an dem redlichen Mann aus dem Volke sehen wollte. Dieser literarische Bauer hat an dem Werk von Eidsvoll viel tieferen Anteil, als die wirklichen Bauernvertreter jener Versammlung. In Schweden pflegte man die historische Erinnerung an die bäuerlichen Freiheitshelden der Sture- und Vasazeit, und Gustav III., Schauspieler und aufgeklärter Vorromantiker nicht nur in seiner Dramatik und den theatralischen Abendunterhaltungen seiner Hofgesellschaft, beschwor in einer ersten Stunde des Landes das Bild „Gustav Vasa in Dalarne“ buchstäblich wieder herauf. 1789 rief er von der gleichen Stelle, wie dereinst Gustav Vasa und in ländlicher Volkstracht die Bauern von Dalarne zur verzweifelten Abwehr eines dänischen Einfalles auf — und genoß sicherlich selbst in diesem Augenblick noch die szenische Wirkung.

Die Romantik übernahm also auch hier ein Erbe, aber sie gestaltete es schöpferisch neu. Geschichte und Volkstum wurden die beiden Grundpfeiler ihres Gemeinschaftsbegriffes. Der Bauer — Erb- und Freibauer auf eigener Scholle — wurde für sie zum Vorbild des Gesunden, organisch Gewachsenen und Natürlichen im Volksleben, im Gegensatz zum Kunsthaften und Gemachten des Kulturmenschen. Er allein ist daher noch Träger jener uralten und eigentlich allein gültigen Poesie, die Jac. Grimm Volkspoesie genannt und die nach dem Vorgang der Brüder Grimm alle romantische Wissenschaft zum Gegenstand ihrer Liebe gemacht hat. Für den romantischen Geschichtsforscher — hier ist für den Norden vor allem auf den Schweden E. G. Geijer zu verweisen — ist der Bauer kein Rousseausches Naturkind, beziehungslos und konstruktiv, sondern der wirkliche Grund, auf dem alle organische Gliederung auch in der Gegenwart sich aufbaut, und von dem alles Volksbewußtsein ausgeht.

Der Eifer der Romantik für die Entdeckung des Volkstümlichen ist nicht ohne Frucht geblieben. Mit der niemals ganz verklungenen Volksballade und den volkstümlichen Erzählformen, mit der Aufmerksamkeit auf die Melodien volkstümlicher Lieder und Instrumente, mit der ehrfürchtigen Pflege von Volksfest, Volkstanz, Volkstracht und Volksbrauch und nicht zuletzt mit dem Hinhorchen auf die Sprache des Volkes ist die kosmopolitische Verschliffenheit des 18. Jahrhunderts überwunden worden. Von der bloß äußerlichen Nachahmung volkstümlicher Formen dringt die nordische Romantik doch zu innerer Erfassung vor und öffnet damit seelisch den geschlossenen Kreis der bürgerlichen Gesellschaft nach innen. Wie die Landschaft in der bildenden Kunst erst jetzt aus der Starrheit zurechtgeschnittener Kulissenhaftigkeit zur lebendigen Offenbarung ihrer Seele gedeiht, so finden die großen Dichter der Romantik erst jetzt den Schlüssel zur Sprache in ihrer volkhaften Unnachahmlichkeit und Einmaligkeit, loten erst jetzt Dichter und Philosophen die Tiefen des Volkscharakters behutsam aus, anstatt ihn rasch auf bequeme Formeln zu bringen. Die Beziehung zur Welt wird neu. Galt es im 18. Jahrhundert „Menschheitliches“ in heimischer Sprache zu sagen, so wird jetzt die Aufgabe, das Eigene so rein auszudrücken, daß es sich der Welt offenbart. Mit

der Romantik sind die nordischen Völker zuerst als feste geistige Größen vor die Welt hinausgetreten. Das ist — trotz Holberg — ganz wörtlich zu nehmen. Eines der großen Ereignisse des 19. Jahrhunderts, das gleichberechtigte Auftreten des Nordens in der Weltliteratur, beruht nicht auf kosmopolitischer Verwischung, sondern auf dem unvergänglichen Reiz geprägter Sonderart. Und nicht zufällig steht dabei die norwegische Literatur so im Vordergrund — die Norweger sind das Volk, das am ernstesten an seinem Volkstumsproblem arbeitet. Die Isländer scheinen sich ihnen neuestens auch darin an die Seite stellen zu wollen.

In der Tat ist die Volkstumsbewegung nirgends so unmittelbar wirksam gewesen wie in Norwegen. Hier hat sie die Aufgabe gehabt, nachdem der Staat 1814 national nach außen hin aufgebaut war, das Volk von innen her geistig zu gestalten. Und nur in der Volksliteratur hatte man hier, was man so schmerzlich brauchte: lebendige, von dänischer Beeinflussung freie norwegische Kunst, die ganz aus dem vergötterten Bauerntum herausgewachsen war. Hier lag die große Aufgabe der zweiten Generation, zu der die breite Kulturgestalt Henrik Wergelands hinüberführt.

Henrik Wergeland ist zumal durch seinen Vater, Teilnehmer an der Eidsvollversammlung 1814 und rationalistischen Geistlichen jener selben Eidsvollgemeinde, fest mit dem 18. Jahrhundert verbunden. Aber als Kind des neuen Norwegen erfaßt er tief die neue Volkstumsaufgabe und wird so zum Bindeglied zwischen den Schöpfern des norwegischen Staates und denen des norwegischen Volkes, der mächtige Verarbeiter aller geistigen Ströme Europas. Sein Hauptwerk, „Schöpfung, Mensch und Messias“ hat Klopstocks fruchtbare Kraft christlicher Mythologie und Shakespeares übermenschliche Maße, Schillers Pathos der Menschenwürde und seinen Blick auf den Menschen zwischen Gott und Tier, romantisches Allgefühl und die neuplatonische Ideenlehre. Sein eigenes Liebesempfinden paart Wertherschen Gefühlsüberschwang mit kosmischer Sehnsuchtsfülle. Sein Deckname Siful Sifadda entstammt der phantastisch klingvollen Namenswelt Ossians. So wird er zu einer typischen Gestalt des frühen 19. Jahrhunderts im Norden, die ein halbes Jahrhundert europäischer Geistesentwicklung in einem einzigen Griff zusammenraffend nachholte.

Doch sein Künstlertum ist nur eine Seite seines Wesens. Er strebte zugleich — darin ganz Aufklärer — leidenschaftlich nach Wirksamkeit. Er ist vollgesogen mit dem Freiheitspathos der Revolution, das auch das Pathos von Eidsvoll war. So schuf er den 17. Mai, den Verfassungstag, zum norwegischen Nationalfeiertag um, so begeisterte er sich für jede national-revolutionäre Bewegung Europas und berauschte sich an den Geschehnissen von 1830. Er war aber auch besessen von dem Erziehungs- und Fortschrittsglauben der Aufklärung. Das bestimmt sein Bild vom Volk und sein Verhältnis zum Volk. Er suchte nicht den romantisch verklärten Odalbauern der Romantik, sondern das leidende, hilfsbedürftige Volk wirtschaftlicher Not und sozialer Unterdrückung, und sah dabei tiefer als das gesamte Bürgertum seiner Zeit. Er zuerst sah die Tiefenschichten hinter und unter Bürger- und Bauerntum, erkannte ihre Hilflosigkeit und noch gestaltlose Not. Und er wollte ihnen helfen — als Aufklärer, erziehend, belehrend. Mit seinem frühen Tode ging eine soziale Klarsichtigkeit vorzeitig zugrunde, die unersetzlich war.

Die gegebene Berührung des Dichters Wergeland mit dem „Volkstümlichen“ lag auf dem Gebiet der Sprache. Er war der erste, der vieles in der dänischen Schriftsprache nicht mehr sagen konnte und der schöpferisch norwegische Sprache zu gestalten begann, wie sein Gegenspieler Welhaven sie humanistisch zu pflegen unternahm. Damit war der für die Zukunft entscheidende Vorstoß in der norwegischen Volkstumsbewegung, der Durchbruch zum eigenen Sprachbewußtsein, angedeutet. In den Jahren 1841/44 erschienen die Hefte der „Norwegischen Volksmärchen“, von Jörgen Moe und P. Chr. Asbjørnsen. Literarisch gehören sie zu den Abkömmlingen der Grimmschen Märchen, kulturgeschichtlich bedeuten sie den Beginn einer norwegischen Literatur mit norwegisch erlebtem Sprachfall. Sowohl die Verwendung norwegischer Sprachformen wie die Besprechung der norwegischen Sprachfrage sind älter. Aber hier kam das erste Buch, das aus dem eigenständigen Geiste norwegischen Sprachempfindens gestaltet war. Diese Märchen entdeckten nicht nur norwegische „Volksliteratur“, sondern auch Volkssprache und Volksstil. Sie waren für die Erweckung norwegischen Volkstumsempfindens auch sprachlich ungleich wichtiger als Landstads Sammlung norwegischer Volksballaden (1853), die, auf einer telemarkischen Mundart beruhend, diese zu einem altnordisch-gelehrten Schriftddialekt umdeuteten. Hinter dieser Umdeutung stand der nationalromantisch ergriffene große Historiker P. A. Munch, die geistige Zentralfigur der zweiten norwegischen

Generation. Er erlebte naturgemäß Norwegen sehr stark von seiner alten Geschichte und deren Sprache her und gab auch der eigentlichen norwegischen Sprachbewegung (Landsmaal-Bewegung) von Anfang an eine Wendung ins gelehrt-alt-nordische, die ihr nicht zum Heil war. Diese Bewegung ruht auf der Arbeit des genialen Bauern-Autodidakten Ivar Aasen, der mit einer beschreibenden Sammlung seiner näheren Heimatmundarten begann und bei dem Plan einer nationalen Erneuerung der allein bodenständigen west-nordischen Bauerndialekte als Schriftsprache endete. Seine „Grammatik der norwegischen Volkssprache“ benannte er später bezeichnend in: „Norwegische Grammatik“ um. Doch unter dem überragenden Eindruck von Munchs Forscherpersönlichkeit legte er dessen Auffassung, daß alle Mundart zerfallene Schriftsprache sei, dem Wiederaufbau dieser Schriftsprache zugrunde; er verlieh ihr einen alt-nordischen Anstrich und gab ihr damit von vornherein etwas Ungelebtes mit.

Aasens Werk ist die Leistung eines Autodidakten und eines Bauern, nicht nur in der eigensinnigen Kraft der Durchführung, sondern auch in seiner landschaftlichen Begrenztheit. Seine „norwegische Volkssprache“ ist im Grunde eine Erweiterung seiner landschaftlichen Heimatsprache (südlich von Bergen). Sowohl die Sprache des Ost- und Südländes wie die Stadtsprache blieb außerhalb seines Blickes. In seinem Werk ist Aufklärung — die Idee, eine Sprache „machen“ zu können, und Romantik — die Neudurchblutung des scheinbaren Volkskörpers aus den tiefen Quellen von Bauerntum und Geschichte. Aasens Werk hat sein Ziel, die norwegische Sprache zu werden, nicht erreicht und erreichen können. Aber es hat die Sprache bewußt in den Mittelpunkt des Problems der norwegischen Neuwerdung gerückt.

Die einzelnen Abschnitte des norwegischen Sprachkampfes kann ich hier nicht zeichnen. Dem Aasenschen Versuche mußten andere aus den vernachlässigten Landschaften notwendig folgen — keiner hat durchschlagende Kraft entfalten können, weil es keine eindeutig kulturell führende Landschaft Norwegens gibt. Die Landsmaalbewegung ist in ein Geflecht von Bewegungen aufgelöst. Und daneben stehen die Bestrebungen, eine norwegische Erneuerung auf Grundlage der Stadtsprachen und der alten dänischen „Reichssprache“ zu entwickeln, die in norwegischen Munde nicht nur Klangfarbe und Tonfall wechselte, sondern auch in Satzbau, Wortschatz und Formgebung sich norwegisch durchtränkte und bewußt nach dieser Richtung weiterentwickelt werden sollte. Praktisch ist die Lage heute so, daß „Landsmaal“ überall Schulfach, nach örtlichen Wünschen auch Schulsprache ist, daß es als Sprachform gleichen Rechtes neben die Reichssprache gestellt ist und daß jeder, der im öffentlichen Dienst steht, Landsmaal beherrschen muß. Politisch wird Landsmaal von starken Parteien gestützt, kulturell aber hat es nicht ebensoweit vorzustoßen vermocht. Presse und Theater, Kirche und Katheder, die Organe des kulturtragenden Bürgertums sind weitgehend nicht dazu übergegangen, und die große Literatur von Wergeland bis Hamsun wiegt schwer.

So ist einstweilen das, was uns selbstverständlich als einigendes Symbol erscheint, die Sprache, in Norwegen bewegt und aufgespalten. Individualistisch-liberale Sprachpolitik gewährte die rein negative Freiheit des Sprachgebrauchs statt bewußter Sprachführung. Dennoch glaube ich, daß sich Linien abzeichnen. Es ist kein Zweifel, daß sich im Riksmåal die norwegischen Sprachelemente anreichern und daß ein Schriftsteller von 1880 ungleich dänischer wirkt als ein Dichter von 1930. Es ist andererseits unumgänglich, daß die Landsmaalfreunde die Unmöglichkeit der Durchführung nicht nur von Aasens, sondern von jedem auf Teilmundarten aufgebautem Landsmaal einsehen müssen. Je mehr das Landsmaal eindeutigen Kulturaufgaben zugeführt wird, um so mehr muß es sich kultivieren und an der Schriftsprache abschleifen. Die beiden Linien von Riksmåal und Landsmaal erscheinen dem Beobachter von außen nicht als unfruchtbare Parallelen, sondern als zwei konvergierende Linien, die dem fruchtbaren Schnittpunkt trotz aller Widerstände zustreben. Er wird um so eher erreicht werden, je eher ein wirkliches Gemeinschaftsbewußtsein die parteimäßig vergifteten Sprachfehden, die zu den unerfreulicheren Kapiteln norwegischer Kulturpolitik gehören, überwinden und verachten lernt.

Die andere Säule nationaler Volkwerdung, die Erfassung der eigenen Geschichte, ist in P. A. Munchs überragender Figur verkörpert. Wenn sein historischer Blick schädliche Einseitigkeiten nicht vermied, so schuf er doch seinem Volk, was es brauchte: das Bewußtsein einer eigenen Geschichte. Er durchstieß die „götische“ Vernebelung des alten Nordens und wies

seinem Volke den eigenen, großen Anteil an dem gemein-nordischen Erbe zu. Er schied zwischen den Begriffen „nordisch“ und „norrön“ oder, wie wir es nennen, „westnordisch“. Sein großes Werk, das den bezeichnenden Titel trägt „Geschichte des norwegischen Volkes“, endet noch mit der Kalmarer Union, wagt also noch nicht den Vorstoß in die „dunkle“ Zeit der dänischen Herrschaft. Aber die Generationen nach ihm haben unter Vorgang von E. Sars mit Glück auch unter der Decke dänischer politischer Herrschaft den eigenen Weg des norwegischen Volkes erspürt.

Aus all diesen Elementen konnte endlich die eigene volkstumsbedingte norwegische Literatur erwachsen, die sich die Welt zu erobern wußte. Die Anfänge sind an die Namen Björnson und Ibsen geknüpft. In seiner Jugenddichtung bis zum Peer Gynt durchschritt Henrik Ibsen das ganze Gebiet der nationalen Romantik — Volkslied, Sage, Märchen, Volksweise, Brauchtum und Fest — um sich in schweren Kämpfen von dem gemeingütig-humanistischen Norden Öhlenschlägers zu lösen und den Weg über die Saga zur norwegischen Geschichte zu finden. Ibsen ist der erste nordische Dichter, der Saga nicht nur äußerlich nachgeahmt, sondern aufgenommen und neu lebendig gemacht hat. Das unvergänglich Norwegische seiner scheinbar so allgemein-gegenwartsnahen Dramatik ist wiedererweckte Saga. Björnson dagegen, der ewig Gegenwartsberauschte, ging nicht von der Geschichte aus. Von der Bauernromantik her suchte er in seinen frühen Bauernnovellen (Synnöve Solbakken u. a.) das gegenwärtige Volkstum zu erfassen und dichterisch zu verklären. Sie sind die ersten großen Dichtungen, die von den Volksmärchen Asbjørnsen-Moe's norwegisch zu reden gelernt haben.

Freilich war auch die Romantik in Kern und Ursprung eine bürgerlich-akademische Bewegung und hat darin ihre Grenze. Sie suchte Volkstum, war aber selbst nicht volkstümlich. Sie hat auch nicht die großen praktischen Erfolge des wirtschaftlich denkenden 18. Jahrhunderts aufzuweisen; hier ist gerade die romantische Generation am wenigsten schöpferisch. Was auf diesem Gebiet geschah — und es war gewaltig — vollzog sich an der Romantik vorbei, und die große Aufgabe, der Wergeland nahe war, die tiefen Schichten zu entdecken, ist ihr nicht einmal im Traume aufgegangen. Sie lebte im Reich der Ideen und Klänge und machte sich ein „Volk“ zurecht, das in ihren flacheren Äußerungen oft genug wie Maskerade wirkt.

Und doch stand der wirkliche Bauer schon vor der Tür des öffentlichen Lebens. Durch die liberalen Verfassungen öffnete sich wenigstens dem selbständigen Bauern der Zugang zum Staate neu, oder er erhielt — so in Schweden — plötzlich ein Übergewicht in den Volksvertretungen, das seiner zahlenmäßigen Bedeutung entsprach. Damit stellte sich ihm das Problem politischer Mitarbeit am Staate, oft in führender Stelle, und Zusammenarbeit oder Zusammenstoß mit der bürgerlich-liberalen Welt. Bis zum Auftreten proletarischer Bewegungen und Parteien, d. h. etwa bis zur Jahrhundertwende, wurde die innere Politik der nordischen Länder weitgehend von ihren Bauernparteien bestimmt. Diese wirklichen Bauern sahen den romantischen nicht sehr ähnlich. Sie lebten der Natur zu nahe, um die reflektierte Naturbegeisterung oder gar Naturmystik der städtischen Romantik zu verstehen.

Das norwegische Hochgebirge, in aller Romantik feierliches Symbol norwegischer Unbezwinglichkeit, war dem Bauern das Unwegsame, ewig Unfruchtbare und Bedrohliche. Er war auch darin germanischer geblieben — noch immer war ihm Siedlung und Flur die schützend-umhegte Welt des „Drunnen“, Gebirge und Wald die dämonische Welt des „Draußen“. Daher spielen die norwegischen Sagen von Begegnungen mit Trolen, Huldren und Unterirdischen mit Vorliebe in der Zone der Almen und Sommerweiden, wo jene beiden Welten sich schneiden. Der bürgerliche Romantiker entdeckte mit entzücktem Blick die alten Holzkirchen, zugleich künstlerische Meisterwerke und unvergleichliche geschichtliche Denkmäler. Der Bauer erlebte sie in ihrer Enge, Dunkelheit und Baufälligkeit, und gerade im 19. Jahrhundert wurden viele niedergelegt und durch protestantisch-nüchterne Neubauten ersetzt. Als der Maler J. C. Dahl 1839 die Niederlegung der Kirche von Vang in Valdres nicht verhindern konnte, kaufte er sie als Ganzes auf. Aber er fand in Norwegen keinen Mäzen für sie und verkaufte sie an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Sie steht heute im Riesengebirge.



85. Nationalfeiertag in Norwegen 1905. Nationale Stimmung aus der Zeit der Auflösung. Das Bild über der Rednertribüne, der „Odelbonde“ in Volkstracht mit der Verfassungsurkunde von 1814, der Runenstein und der Wikingshalm bezeichnen trefflich den volks- und urzeitromantischen Stimmungshintergrund des politischen Tageskampfes. (Det norske Folks Liv og Historie, Bd. X.)

stemmte sich gegen die neuen Straßenbauten. Die Pflege von Kunst und Wissenschaft berührte seine Gemeinde nicht, und der Bauernvertreter im Parlament kürzte die Aufwendungen für solche „Schnurrpfeifereien“. Die schwedische Heeresordnung hatte lange mit besonderen Lasten auf den bäuerlichen Gemeinden gelegen, und die schwedische Bauernpartei hemmte fast zwei Jahrzehnte den zeitgemäßen Ausbau des schwedischen Heeres.

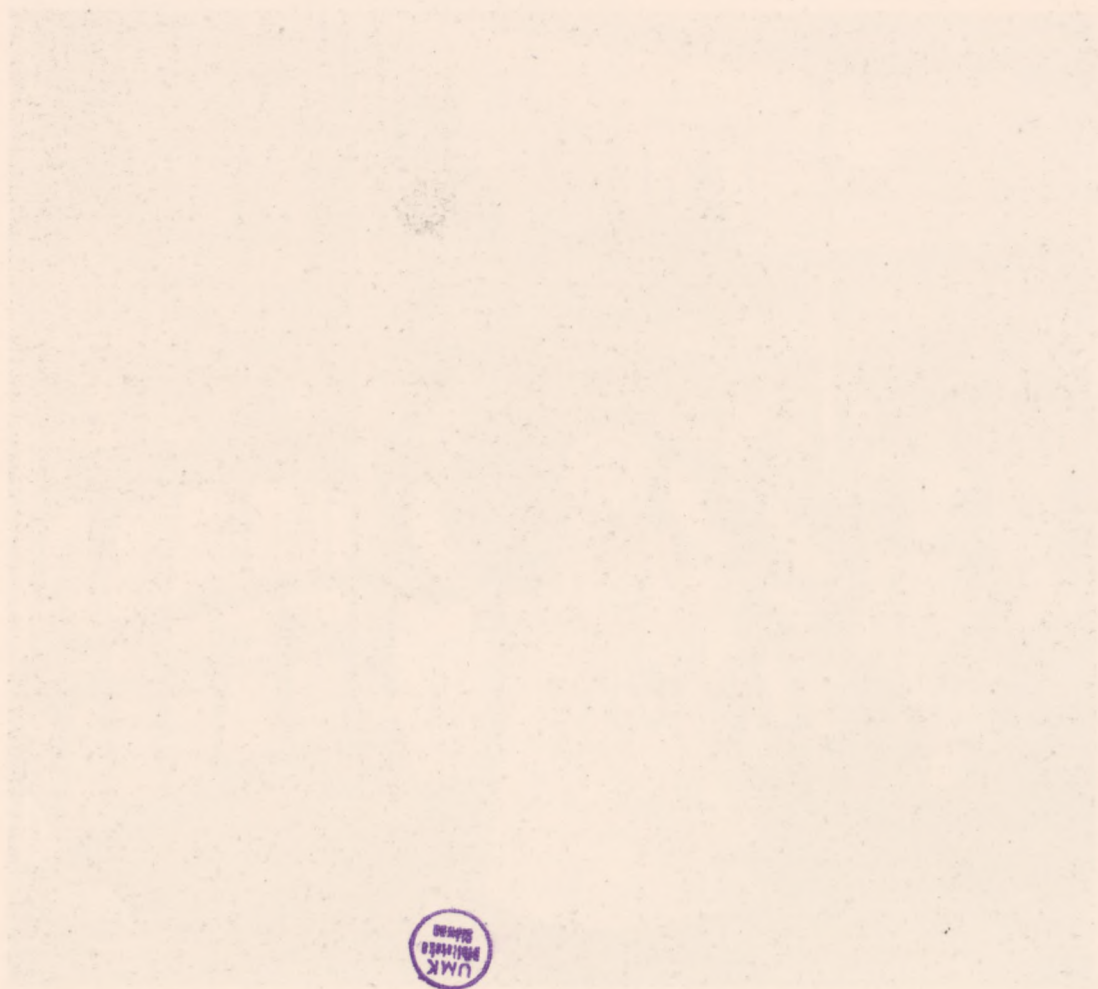
Als politischer Vertreter erscheint der Bauer überall nüchtern, sparsam und mißtrauisch und in Finanzfragen scheinbar rücksichtslos eigennützig. Lange im kleinen und kleinsten Lebensraum befangen, fiel es ihm schwer, ein überlandschaftliches Staatsdenken zu gewinnen, zu dem er nicht erzogen war. Jahrhundertlang war der Staat nur der Fordernde gewesen und dem Bauern in der Form des oft rücksichtslosen, jedenfalls immer wesensfremden bürokratischen Beamten entgegengetreten. Der Beamte war sein Feind, der Staat, den er darstellte, eine bedenkliche Größe. Hier ist die Wurzel seines Mißtrauens. Um so sicherer steht er in seinem eingeborenen Kreis, Herr im kleinen Raum, Gleicher unter Gleichen, erhöht über den Beamten, der immer Diener bleibt, über alle „Majestät“ hin ein Ebenbürtiger des Königs, dem er zutraulich naht. So erlebte ihn der dänische Prinz Christian Frederik als Statthalter und kurzer Freiheitskönig Norwegens 1814. Auf dieser innerlich aristokratischen Grundlage ruht die nordische Bauerndemokratie, die germanisches Geltungsgefühl durch alle Überschüttung durch den mittelalterlichen Ständestaat wie den protestantischen Obrigkeitsstaat hindurchgerettet hat. Sie wurzelt in der tiefen Achtung vor dem Recht — dem eigenen wie dem fremden — dessen Ausdruck immer noch mehr das Herkommen als das Rechtsbuch ist. Sie wurzelt darüber hinaus in der Geltung und Stellung im eigenen Bezirk, lebt von der uralten Beachtung der Schweregeltung im Bezirk und entläßt sich in den freundlichen und feindlichen Beziehungen von Nachbarschaft, Dorfschaft, Landschaft. Daher gehört die örtliche Selbstverwaltung und die Beteiligung des Laien an der Rechtsfindung zu den drängenden Forderungen der bäuerlichen Parteien. Sie sind auch darin antizentralistisch und Feinde des staatszentralistisch denkenden Beamtentums.

Solche Bauerndemokratie ist wesensverschieden von der westlich-liberalen Demokratie des Bürgertums. Diese geht nicht vom organischen Erlebnis, sondern von der theoretischen Erwägung, nicht vom Hausrecht, sondern vom Menschenrecht, nicht von der Tradition, sondern vom Fortschritt aus. Und während der demokratische Bauer dem König gegenüber zugleich von innerster, aus geheimen Wesensgründen steigender Zuneigung sein kann und ist, sieht der bürgerliche Liberale im Königtum nur eine oft als lästig

Aus seiner nüchternen Landschaftlichkeit betrachtete der Bauer auch die Aufgaben des Staates, zu dem ihm das nationalromantische Verhältnis des Bürgers ebenso fehlte wie der individualistische Fortschrittsglaube. So wurde der Bauer politisch für den bauernbegeisterten Bürger eine Enttäuschung. Der bürgerliche Fortschritt verlangte die Hebung der Volksschule. Dem Bauern genügte, was sein billiger Lehrer den Kindern beibrachte, und wo die Gemeinde auf die Schulgestaltung Einfluß besaß, hemmte der Bauer den teuren Fortschritt. Der bürgerliche Verkehrspolitiker begriff die Notwendigkeit eines ausgebauten Straßennetzes. Der Bauer sah von der Straße nur das Stück, das durch seinen landschaftlichen Ausschnitt lief, und spürte die Kosten und zeitraubenden Arbeitsstellungen mehr als den Nutzen. Und er



Friedrich VII. als Kronprinz beim Einzug mit seiner Braut Marianne von Mecklenburg-Strelitz,
22. Juni 1841. Gemälde von C.V. Baalsgaard. Schloß Rosenberg.
Dem Brautpaar folgen Landgraf Wilhelm von Hessen und Erbprinz Ferdinand, Prinz Christian (später König
Christian IX.) und Prinz Friedrich von Hessen.



UMK

betrachtete Institution. Daher ist denn auch parteimäßig die bürgerliche Demokratie des 19. Jahrhunderts zwar vielfach zu taktischem Zusammengehen mit der Bauerndemokratie, aber nicht zu einer inneren Einheit gekommen. Selbst in Norwegen, wo die Unionskämpfe immer wieder eine höhere Einheit erzwangen, fehlen die Anzeichen nicht, daß hier Verschiedenartiges zusammengefaßt wurde. Björnson, der volksnahe Führer aus bürgerlicher Schicht, ist als Hofherr von Aulestad kein Bauer geworden und hat aus zu großer Nachbarschaft eine Abkühlung seiner Bauernbegeisterung erlebt, wie andererseits sein liberalistisch begründeter „Abfall“ vom Christentum seine bäuerlichen Gesinnungsgenossen tief verletzt hat. Freiheit des religiösen Verhaltens, Sekte und Freikirche, waren bäuerlich-germanische Form: die bibelkritische Zerlösung Björnsons verbleibt im bürgerlichen Raum. Und die Verweigerung eines „Dichtergehaltes“ für Alexander Kielland traf zwar den falschen Mann, war aber im Kern ein bäuerlicher Protest gegen die bürgerlich-städtische Auflockerung von Bindung und Tradition, die als Gefahr des bürgerlichen Radikalismus erkannt wurde. Sie schlug Kielland, sie meinte Hermann Jaegers Bohème.

Im Lauf der Entwicklung verblaßte die bäuerliche Grundprägung, je mehr der Bauer in den neuen Staat einbezogen wurde und je mehr er auch selbst in seinen Wirtschafts- und Lebensformen verbürgerlichte. Verkehr und Freizügigkeit berührten die entlegendsten Landschaften, verwischten ihr Sondergepräge, brachten die Welt zum Bauern und den Bauern in die Welt. Die Schule führte ihm Massen bürgerlich vorgedachter Bildung zu; der methodisch ausgebildete Lehrer wurde der wirksamere Erbe des Pfarrhauses. Über der Volksschule baute gerade der Norden ein durchgebildetes System ländlicher Fortbildungsmöglichkeiten auf, und selbst die Volkshochschule wurde zu einem Überbau mit mindestens sehr starken Einschlüssen bürgerlichen Bildungsgutes. Ein dichtes Netz von Vortragsorganisationen, neuestens auch das Radio, führte selbst den Hochschullehrer in den Dienst bäuerlicher Fortbildung und bereitete alle Kenntnisse für den Bauern zu. Die wirtschaftliche Verflechtung des Bauern in den kapitalistischen Wirtschaftsvorgang und die Technisierung seiner Erzeugung wirkten in gleicher Richtung. Die ländlichen Genossenschaften ruhen mindestens in ihren Ursprüngen nicht mehr auf landschaftlichem Gemeinschaftsgefühl, sondern auf organisatorischer Vergesellschaftung ohne seelischen Anteil. Die Krisen der Weltwirtschaft sind dem Bauern nicht nur empfindlich; er ist sich seiner Verflochtenheit auch bewußt und sucht sich damit auseinanderzusetzen.

Dennoch bleibt das Bauerntum aus seinem Wesen heraus etwas für sich. Denn trotz aller Weltbeziehung bleibt der Hof eine innere Einheit, die das Leben bestimmt und gestaltet, und trotz aller technischen Fortschritte bleibt der Bauer im Kreislauf des Jahres mit seinem unabänderlichen Rhythmus wie mit seinen unberechenbaren Wechselfällen Mächten ausgeliefert, die über aller Vernunft sind. Er steht auf einer grundsätzlich anderen Lebensgrundlage als der bürgerlich-kapitalistische Unternehmer. Und so sind denn aus den Tiefen nordischen Bauerntums eigentümliche religiöse Weckungen aufgestiegen und haben die nordischen Auswanderungen das Wesen germanischer Landsuche behalten. Und die beiden großen „Bauernzüge“ der neuen Zeit, der schwedische von 1913 und der dänische von 1935 sind — ganz abgesehen von ihren Zwecken — wesensverschieden von den Demonstrationen des sozialistischen Proletariats, die drohend in Erscheinung tretende Masse sind. Die Bauern strömten dem Könige zu; das Proletariat durchzieht die Straßen.

Im allgemeinen Bewußtsein haftet der Name Romantik an den künstlerischen und religiösen Bestrebungen des beginnenden 19. Jahrhunderts. Ihr Wesen scheint von ihrem Verhältnis zur Kunst bestimmt. Kunst erhielt eine neue, tiefe Aufgabe: statt der bloß formalen Einfassung zweckbetonter Inhalte die schöpferische Neugestaltung höchster Ideen durch das geniale Individuum. Kulturgeschichtlich bedeutet das letzte Durchführung der individualistischen Linie. Denn der Einzelne ist hier berechtigte Einheit nicht mehr nur als ein Träger der Vernunft unter vielen, er ist schöpferischer Gestalter der Welt. So wird die Einsamkeit, die noch dem geselligen Menschen des 18. Jahrhunderts eine Qual war, zur schöpferischen



86. Wohnzimmer in „Onkel Adams“ (Karl Anton Wetterbergh, 1840—1889) Haus in Linköping. Bürgerlicher Innenraum des 19. Jahrhunderts. Anstelle von Wetterberghs Büste stand früher ein Sofa. (Svenska Kulturbilder II.)

Stunde, ja noch dort, wo sie den Geist zerstört, zu einem Wunderlabyrinth der Phantasie. Der Künstler als der selbstherrliche Gestalter wird darum die Krone romantischen Menschentums. Die neue Wertung der Kunst erhebt sich auf dem Boden zerbrochener Religiosität und ist darin Erbschaft des 18. Jahrhunderts. Darüber täuscht auch die gerade im Norden deutlich spürbare religiöse Neuweckung des Protestantismus nicht hinweg. Sie ist undogmatisch, gefühlsbetont und in ihren typisch romantischen Formen nicht gottgeben, sondern gott-gestaltend. Wo Romantik entartete, erwuchs daher aus dem Geniekult ein ich-bezogenes Bohémétum, aus der romantischen Frömmigkeit ein sentimentaler Gott-Naturkult.

Alle romantische Kunst ist auch als Form unmittelbarer Persönlichkeitsausdruck. Jede Form, auch die überlieferte, die sie virtuos beherrscht, wird jedesmal von innen her neu geschaffen. Darum pflegt sie die äußerlich unverbindlichste Form, die künstlerisch gestaltete Prosa, die der Norden, von geringen Vorläufern abgesehen, jetzt zum ersten Male erlebt. Konnte doch der Norweger Henrik Steffens das Wort Romantik geradezu von „Roman“ ableiten und dabei an den Wilhelm Meister denken.

Doch gerade in der Erfüllung der Persönlichkeit überwand die Romantik zugleich das bloße aufgeklärte Individuum. Bloße Vereinzelung erschien ihr als Abfall von einer überrationalen Allheit — nicht einer rationalen Menschheit — der jedes Individuum mit der Kraft seiner Sehnsucht, Ahnung und Liebe wieder zustrebt. In der Wirklichkeit konnte sie sich in der Gemeinschaft erfüllen oder wenigstens erkennen, daher durfte das Lebendigwerden der großen Gemeinschaften Nation und Volk als romantisch bezeichnet werden.

Kulturgeschichtlich bedeutete der romantische Durchbruch für den Norden die Wiederentdeckung Deutschlands. Schweden hatten wir auf ein Jahrhundert praktisch von Deutschland gelöst gesehen. Die völlige Vereinzelung des vom Sturm und Drang ergriffenen Aufklärungspathetikers Thomas Thorild ist dafür ebenso bezeichnend wie die Verkettung der Kantischen Philosophie als Frucht der Revolution. Ihre Verkündigung kostete einem der besten philosophischen Köpfe Schwedens, Benjamin Höjer, den verdienten Lehrstuhl. Dänemark hatte wohl die offene Türe nach Deutschland, aber nicht das bereite Ohr. Klopstock blieb in der breiteren Bildungswelt unverstanden, und einzelne Ansätze wie das Kantianertum des frühverstorbenen Chr. Hornemann fanden keinen tieferen Nachhall. Selbst Jens Baggesen, dieses dänische Aneignungsgenie, überschritt die geistige Grenze nicht. Seine vielen Reisen führten nicht nach Deutschland, sondern durch Deutschland in die Schweiz (Rousseau) und nach Paris. Weimar lockte ihn nicht, und bei kurzem Aufenthalt ging er Goethe aus dem Wege. Nicht nur mit den Berliner Romantikern, selbst mit Goethes Faust wußte er sich nur parodistisch auseinanderzusetzen. Als daher zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Entdeckung Deutschlands endlich erfolgte, geschah es mit durchbruchhafter Heftigkeit und holte auf einmal die Leistung dreier Generationen, von Klopstock bis Eichendorff, von Herder bis Hegel nach. Diese verkürzende Zusammenschau ist ein Grundzug aller nordischen Romantik, prägt ihr

immer einen stark klassisch-humanistischen Stempel auf und läßt nur selten die spekulative oder phantastische Linie eindeutig heraustreten.

Für Dänemark wurden die Vorlesungen des gebürtigen Norwegers Henrik Steffens entscheidend. Dieser Mann war in der Tat nach Deutschland gereist, um es zu entdecken. Nicht nur Weimar und Jena, auch Berlin und Freiberg (Novalis) traten in seinen Gesichtskreis, ja, er war ein Stück geistiges Deutschland geworden und trug es nun der nordischen Heimat zu. Seine Kopenhagener Vorlesungen über deutsche Philosophie mit Schelling, und deutsche Poesie mit Goethe als Mittelpunkt sahen unter ihren Zuhörerscharen zwei junge Männer: Öhlenschläger und Grundtvig. Sie trugen bei dem ersten unmittelbare Früchte in der Fülle seiner Jugenddichtung; sie wurden bei dem anderen zu einem Gärungsstoff seiner religiös-nationalen Entwicklung. In Schweden durfte die neue Saat erst nach dem Umsturz von 1809 wachsen; dann schoß sie sofort üppig empor. Den Vortrupp bildete die mehr kritische als poetische Zeitschrift „Polyphem“ (1809); die poetisch-spekulative Richtung sammelte sich um die Zeitschrift „Fosforos“ (1810), die götisch-nationalromantische um die Zeitschrift „Idunn“ (1811) mit Per Daniel Atterbom bzw. Erik Gustav Geijer als führenden Köpfen. Gleichzeitig ging auch die Malerei den Weg zur nordischen Landschaft und Geschichte, später zum nordischen Volkstum. Auch sie holt sich lange ihre Anregungen in Deutschland, vorab in Düsseldorf, später in München, und mehr als ein nordischer Künstler — wir nennen nur den bedeutenden Norweger Johan Christian Dahl — verblieb in Deutschland.

Romantik ist Wegweisung für jene Künste, die reiner Persönlichkeitsausdruck sind; Dichtung, Musik und Malerei haben seither immer wieder aus diesem Quell geschöpft. Aber eben darum war ihr die Gabe verbindlicher Stilbildung versagt, die nur aus einem Bindungserlebnis erwächst. In allen zweckberührten Künsten bis zur Architektur, ja zur Plastik hinüber spüren wir die Stilauflösung seit der Romantik. Thorvaldsens nordische Götterwelt im Winkelmannstil ist ein Zeugnis, wie hier Stil von außen her gesucht wurde, und ihre maßlose Überschätzung durch die Zeitgenossen zeugt nur für den Mangel an Sinn für Stil. In Hausbau, Hausrat und Tracht gelang es nicht — wie in Musik und Malerei — die volkstümlichen Anstöße lebendig zu machen und Eigenständiges neu und eigentümlich zu beleben. Wohl schuf sich das Bürgertum aus der Erbschaft von Aufklärung und Revolution, aus dem verbürgerlichten Rokoko und der als Empirestil angepaßten Klassik noch einmal eine gesellige Ausdrucksform von internationaler Geltung. Gerade für das stilistisch junge Bild der nordischen Städte hat dieser architektonische Stil viel zu besagen. Allein alle Zweckgestaltung glitt mehr und mehr in materialistische Instinktlosigkeit ab — schon das romantische Buch ist oft stillos und häßlich. Und im Zeitalter der Masse erlebte auch der Norden einen Stilverfall mit geistlos-brutalem Bau und maschinellen Hausrat, der auch die alte bäuerliche Zweckkunst mitriß. Nirgends empfinden wir die „Verbürgerlichung“ des Bauern schmerzlicher als in der Tatsache, daß auch dem Bauern sein Haus, Hausrat und Gerät aus einem seelischen zu einem nur materiellen Wert wurde. Die Reste des noch Unzerstörten sucht heute eine bewußte Volkstumspflege zu erhalten und zum Ausgangspunkt einer Neuweckung zu machen. Wie weit ihr das gelingt, wird davon abhängen, ob sie sich von der bloß historischen und sammlerhaften Pflege vergehender Einzelheiten lösen und ein seelisches Volkstumsbewußtsein erzeugen kann, das die materialistische Entwurzelung von innen her überwindet und neue Gemeinschaftsformen schafft. So weit war überall die innere Ahnungslosigkeit gekommen, daß nicht einmal die Aufgaben der neuen Zeit begriffen wurden. Auch stilistisch versagte das zur Bourgeoisie entartete Bürgertum, indem es die Ansatzpunkte neuer schöpferischer Möglichkeiten übersah, den Kleinbürgerbau und den Zweckbau mit den zugehörigen Ausstattungen. Erst in den letzten Jahrzehnten hat gerade auch im Norden ein Quellen neuer Versuche und Lösungen eingesetzt, die vorerst noch um den inneren Sinn neuer Baumittel ringen, aber Beton, Stahl und Maschine wenigstens von entartet-romantischem Tand befreit haben. Der „Funktionalismus“ und ähnliche Richtungen der Architektur sind noch kein neuer Stil, aber es deutet sich doch an, daß die Architektur sich wieder auf ihre königliche Aufgabe besinnt, der sinnfälligste und dauerhafteste Ausdruck lebendiger Gemeinschaft zu werden.

Die nordische Romantik brachte in das nordische Geistesleben neue religiöse Anstöße. Ihr besonderer Zug ist das Fehlen aller katholisierenden Bestrebungen. Rom war ihr reines Bildungs- und Landschaftserlebnis. Religiös verblieb in diesen protestantischen Kernländern die Romantik im vertrauten Umkreis des lutherischen Pfarrhauses. Nicht einmal für Schweden, wo der eingeborene schwedische Hang zur Mystik in Atterboms spekulativer Dichtung und noch mehr in Joh. Stagnelius' dunkel brennender, orientalistisch-sinnlicher Symbolwelt hervor-

brach, war Tegnér's Warnruf vor dem „Jesuitenmantel“ vonnöten. Vollends er selbst und seine dänischen Artgenossen Öhlenschläger und Thorvaldsen haben nichts Romantisch-Versunkenes, sondern etwas Klassisch-Gehaltenes im Wesen, mehr Schiller und Winkelmann als Schlegel und Wackenroder. Einsamkeit und Nacht, tiefste Symbole der deutschen Romantik, haben sie kaum begriffen; hell und strahlend, „Söhne des Tages“, wie sie sind, fehlen ihnen die tiefen Hintergründe. Für den alternden Tegnér wurde die seelische Dunkelheit, die ihn ergriff, nicht schöpferisch fruchtbar wie für Hölderlin oder Novalis. Er versank in die Melancholie, die Seelenkrankheit des 18. Jahrhunderts, und nach dem erschütternden Gedicht mit dem Titel „Melancholie“ verstummte er. Es war das verzweifelte Bekenntnis eines zerbrochenen Menschen der konventionellen, bürgerlichen Geselligkeit.

Auch der Blick in die Vergangenheit sucht im Norden nicht in erster Linie das Mittelalter, Kloster und Burg. Seine sprechendsten Symbole sind Königshalle, Bautastein und Eichenhain, und das Christentum, das in Tegnér's Frithjofssaga, in Öhlenschlägers Palnatoke und noch in dem „Hünengrab“ des jungen Ibsen das rauhe nordische Heidentum zähmt, ist weder Hierarchie noch Askese mittelalterlicher Frömmigkeit, sondern ein mildes Humanitätschristentum, eine an Schiller und Kant vertiefte Toleranz des 18. Jahrhunderts.

Damit ist schon gesagt, wo die Grenzen romantischer Religiosität verlaufen. Sie ist aufklärungsfeindlich, aber sie gibt der Religion nicht die eigenen Lebensbedingungen zurück. Sie erlöst sie von bloßer Vernunft, aber sie verkauft sie an Poesie, Philosophie, Humanität. Aus dieser Verbindung kann sich eine persönliche Bildungsreligion einzelner edler Geister entfalten. Aber sie bleibt bürgerlich-akademisch und ist völlig unfähig, die Massen vor dem andrängenden Materialismus zu schützen und die Kirche als religiöse Gemeinschaft neu zu beleben. Sie war auch nicht fähig, die brennende religiöse Forderung zu begreifen, die sich — ebenfalls letztlich romantischen Grundlagen entwachsend — kompromißlos an den einzelnen oder die Gemeinde richtete. Bischof Mynster hat in Grundtvig, Bischof Martensen in Kierkegaard nur das Maßlose, nicht das Prophetische gesehen. Grundtvig's altlutherische Gläubigkeit mußte um ihre Geltung in der lutherischen Kirche kämpfen, und die beiden größten religiösen Geister des 19. Jahrhunderts im Norden, Grundtvig und Kierkegaard, haben weder an den Hochschulen noch in der Kirche Dänemarks einen festen Platz finden können.

Grundtvig's Werk ging aus dem romantischen Erlebnis hervor. Er begann mit der inbrünstigen Versenkung in das nordische Altertum, also „götisch“. Aber die eigene Leistung seines formsprengenden Geistes ist das Durchstoßen der nur ästhetisch-philosophischen Schichten, von bloßer Nationalromantik zu gegenwartslebendigem Volkserlebnis, von Gefühls- und Humanitätsreligion zu unbedingter Gottesforderung. Der erste suchte sich Ausdruck in dem jahrelangen Mühen um die Übersetzung alter nordischer Werke (Saxo, Snorri) in eine volkstümliche Gegenwartssprache — ein andersartiges Seitenstück zu Ivar Aasens Spracharbeit —, das andere in gewaltsamen Zusammenstößen mit den Hütern zeitgenössisch bürgerlicher Bildung, dem Ørsted-Öhlenschlägerschen Kreise und der toleranten Theologie, der alten aufklärerischen so gut wie der neuen humanistischen. Seine religiöse Grundlegung im Gemeindebegriff ist eine der wenigen Gemeinschaftsgestaltungen, die der Romantik wirklich geglückt sind. Er stellt dem bloß organisatorischen Gemeindebegriff der öffentlichen Kirche den erlebnismäßigen gegenüber, der aus Bekenntnisgemeinschaft hervorgeht, sich anfangs an der Verbindlichkeit der ganzen Schrift, später an dem apostolischen Bekenntnis klar prüft, in Taufe und Konfirmation nach außen kundtut und im praktischen Kirchenleben in der Forderung auf freie Gemeindebildung ausmündet, womit Grundtvig unbewußt eine germanische Form, den freien Zusammenschluß der Tempelgemeinde, wieder aufnimmt. Im Kampfe gegen die papierene Verschriftlichung der formalen bürgerlichen Bildung wurde er zum leidenschaftlichen Kämpfer des „lebendigen Wortes“ — eines der Grundsteine seines Volkshochschulgedankens. Christian Kold, der praktische Durchformer des Grundtvig'schen Volkshochschulgedankens, hat keine gedruckte Zeile hinterlassen. In der Ablehnung einer nur formalen und akademischen Bildung erwuchs ihm die Idee einer Bildung nicht für das Volk — Popularisierung — sondern aus dem Volk als einer Eigengröße, die aus volkstümlichen Wurzeln

wesentlich neu entwickelt werden sollte. Die dänische Volkshochschule in ihrer eigentümlichen Verschmelzung von Volkstum und Frömmigkeit, ihrer Stoffgestaltung aus dem lebendigen Geist und dem lebendigen Wort des einzelnen Leiters und Lehrers, ihrer Wurzel im Gemeinschaftsgedanken und ihrer Verwirklichung aus dem nationalen Erlebnis (Schleswig) wurde so bei aller Freiheit und Beweglichkeit eine grunddänische Kulturerscheinung. Sie hat namentlich im Bauerntum und Kleinbürgertum tief formprägend gewirkt, so daß „Grundtvigianismus“ nicht nur ein religiöser, sondern ein kultureller Begriff geworden ist, der sich bis in Haltung und Aussehen seiner Zugehörigen erkennen läßt. Aber sie ist damit zugleich eine dänische Einmaligkeit und Unnachahmlichkeit; nur als geistige Richtungsweisung, nicht als Form wiederholbar. Wie sie die Berührung mit dem internationalen Geiste Brandes'schen Freisinns und der Sozialdemokratie nicht vertragen hat, so sind auch die außerdänischen Nachbildungsversuche nicht geglückt. Selbst die verhältnismäßig lebendige Übertragung auf Norwegen und Schweden — hier hat sie sich den organisierten Schultypen des Staates angenähert — hat sie im Wesen verändert.

In ihrer freien Volkstümlichkeit unterscheidet sich Grundtvigs Gemeinschaftsbildung von den Versuchen bloßer Neuerweckung altgläubiger Kirchlichkeit, wie sie durch Schartau u. a. in Schweden, durch Hersleb, Gisle Jonsson u. a. in Norwegen geschah. Schärfer zog Grundtvig selbst die Grenze gegen das Sekten- und Laienchristentum durch die Hervorhebung der Kirche als lebendiges Zeugnis des Christentums, durch die Verbindlichkeit des kirchlichen Glaubensbekenntnisses und durch die innere Verbundenheit mit Luther. Indessen lebte das pietistisch-herrnhutische Erbe in einem Sekten- und Schwärmertum mächtig weiter, das jetzt seinen Boden nicht mehr im Bürgertum, sondern im Bauerntum fand. Dem älteren, kräftig weiterlebenden und auch über Norwegen hinausgreifenden Haugianismus folgten zahlreiche Weckungsbewegungen in allen nordischen Ländern, doch teilweise mit typisch bäuerlicher Landschaftsgebundenheit, die teils von ergriffenen Geistlichen, teils aus der Tiefe des Volkes selbst entzündet wurden. Tief religiös erschüttert, doch oft beschränkt, verschroben und einseitig; visionär und prophetisch, doch oft fanatisch; seligkeitssicher, doch unduldsam und ketzerrichterisch konnten diese Bewegungen unheimliche Urgründe der Seele aufrühren und in rauschhafter Ekstase dunkle Taten erzeugen. Hier brachen, von der öffentlichen Kirche unbefriedigt, unter der Decke jahrhundertalter christlicher Zählung uralte Triebe wieder auf, denen die bürgerliche Gesellschaft, ihr Staat und ihre Kirche ratlos gegenüberstanden (Abb. 87).

Seit der Mitte des Jahrhunderts wurde die Unfähigkeit der Kirche zu wirklicher Gemeinschaftsbildung immer deutlicher. Im gebildeten und halbgebildeten Bürgertum wurden immer weitere Kreise unter dem Eindruck naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts von einer rauschhaft materialistischen Diesseitsverkündung ergriffen. Auch im Norden verblieben sie nur noch formal bei der Kirche und stützten sie als ein Bollwerk gegen die aufdringende Gesellschaftsfeindlichkeit des Proletariates — wie sie sie heute wieder als erhofftes Bollwerk gegen den als bedrohlich empfundenen Nationalismus stützen zu müssen glauben. Aber sie blieb längst nur noch Form und durfte es nicht mehr wagen, mehr als nur bürgerliche Moralforderungen zu stellen. Kierkegaards Urteil über die Kirche fand sich bestätigt: es gibt noch



87. Die Fanatiker. Zeichnung von A. Tidemand 1866. Geschildert wird die Laienfrömmigkeit im nordischen Bauerntum. (Aus *Det norske folks liv og historie*.)

religiöses Leben in der Kirche, aber sie ist nicht mehr Quell und Leiterin religiösen Lebens. Auch der tapfere Vorstoß der „inneren Mission“ als soziale Helferin in die Tiefen proletarischen Elends hat die sozialdemokratische Verklammerung der Massen und ihre Durchdringung mit einer rein materialistischen Glückseligkeitslehre nicht zu durchbrechen vermocht, und die sozialistischen Geistlichen sind sich im Norden wie überall ihres inneren Widerspruches so wenig bewußt wie die rationalistischen des 18. Jahrhunderts.

Im nordischen Bauerntum hat die Kirche festere Wurzeln. Hier kommt ihr immer noch zugute, daß die erste Mission die Kirchen auf die alten Thing- und Tempelstätten stellte. In den weiten Gebieten undörflicher Einzelsiedlung, die der Norden aufweist, hat der Kirchplatz immer noch die gemeinschaftsbildende Kraft des Versammlungsortes bewahrt, wie die Kanzel selbst bürgerlich-gemeindliche Aufgaben mit übernommen hat. So bleibt hier Kirchgang auch dort sinnfälligster Ausdruck landschaftlicher Gemeinschaft, wo die religiösen Triebkräfte abgemattet sind.

Diese ganze geistig-kulturelle Entwicklung vollzog sich auf dem Hintergrund einer für den größten Teil des Nordens ununterbrochenen Friedenszeit und einer trotz gelegentlicher krisenhafter Rückschläge unaufhaltsamen Steigerung von Wohlstand und Lebenssicherheit. Sie ergaben sich unmittelbar aus der Durchführung der wirtschaftlichen und politischen Grundsätze der Aufklärung. Wenn heute ihre Gefahren der seelischen und charakterlichen Verschaffung und der Überschätzung bloß technisch-materiellen Fortschrittes drohend hervortreten und die bürgerliche Welt zerfressen, so darf gerechte kulturgeschichtliche Würdigung ihren Segen nicht vergessen. Denn die Leistungen und Fortschritte einer freien Wissenschaft, die Anwendung der technischen Möglichkeiten für das allgemeine Wohl, die Anerkennung sozialer Pflichten und Aufgaben, die Steigerung der allgemeinen Bildung und im Zusammenhang damit von Ordnung, Sauberkeit und Selbstachtung haben das moderne Leben gestaltet und ihm unverlierbare Züge aufgeprägt. Zwei Erscheinungen dürften für den Norden besonders wesentlich sein, die Bekämpfung der Hungerjahre und des Branntweinelends.

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war im getreidearmen, klimatisch bedrohten Norden Skandinaviens Mißernte und Hungersnot ein jährlich drohendes Gespenst. Die Hebung der landwirtschaftlichen Methoden, der Ausbau des Verkehrsnetzes und eine freizügige Wirtschaftspolitik haben es endgültig gebannt. Die letzten Generationen der nordischen Völker kennen das „Rindenbrot“ — Streckung oder Ersatz des Mehles durch gemahlene Baumrinde — und die Notschlachtungen verhungerner Viehs nur noch vom Hörensagen. Schwerer als der Sieg über ungünstige Naturverhältnisse war der Sieg über menschliches Laster und soziale Gedankenlosigkeit. Das 18. Jahrhundert erlebte eine Steigerung des allgemeinen Branntweinverbrauchs, die ihn zu einem der schwersten sozialen Probleme machte. Schweden ging darin an der Spitze. Das 19. Jahrhundert übernahm als Erbschaft eine Gesinnung, die den Branntwein als wirtschaftlich notwendig, gesundheitlich nützlich und gesellschaftlich unentbehrlich betrachtete. Einzelne weitsichtige Männer leiteten den Kampf ein — Per Wieselgren in dem am stärksten bedrohten Schweden steht im Vordergrund — private und religiös-soziale Vereinigungen führten ihn fort und errangen um die Mitte des Jahrhunderts eine erste stark einschränkende öffentliche Regelung von Branntweimbrennerei und Branntweinverbrauch, die der Branntweinflut einen Damm setzte und die wirkliche Bedrohung der Volksgesundheit abwandte. In neuer und neuester Zeit hat der Kampf gegen den Alkohol, getragen von großen internationalen Organisationen (Guttempler u. a.) und starken politischen Parteien im ganzen Norden zu strengen Maßregeln geführt. Das volle Verbot in Island und Norwegen — wo es bereits wieder gelockert ist — hat wie überall unerfreuliche Begleiterscheinungen gezeitigt. Aber auch in Schweden hat ein staatlich beaufsichtigtes Zuteilungssystem, in Dänemark eine zielbewußte Zoll- und Steuerpolitik den Alkoholverbrauch scharf beschränkt.

Die oben angedeutete materielle und soziale Entwicklung von gemeineuropäischer Färbung sei hier zum Schluß in knappsten Zügen noch gezeichnet. Politisch eroberte die bürgerlich-liberale Welt den Staat durch die Erkämpfung parlamentarischer Regierungsformen, die ja

auf der aufklärerischen Grundanschauung beruhen, daß ein Volk gleich der Summe seiner Individuen ist. Verwaltungsmäßig blieb doch auch der parlamentarisch beaufsichtigte Staat stark bürokratisch.

In Norwegen war schon die staatliche Neuschöpfung von 1814 der volle Sieg des Bürgertums. In Dänemark wurde er schrittweise, im Zusammenhang mit den europäischen Ereignissen von 1830 und 1848, doch ohne tiefere innere Erschütterung gewonnen. In Schweden hatte der alte Ständeparlamentarismus manche bürgerliche Forderung in sich schon erfüllt, und es dauerte bis 1867, ehe auch hier die liberale Form durchgesetzt wurde. Spätere Verfassungsreformen haben keine grundsätzliche Änderung mehr gebracht. Sie haben die zunächst noch aus den bürgerlichen Begriffen von Besitz und Bildung bestehenden Wahlrechtsbeschränkungen aufgehoben (allgemeines Stimmrecht, Frauenstimmrecht), sie haben auch die gemeindlichen und sonstigen lokalen Verwaltungen demokratisiert, und sie haben endlich das gegenseitige Verhältnis der verfassungsmäßigen Gewalten anders ausgewogen. Wie überall hat sich auch im Norden der zunächst rein organisatorische Apparat der Parteien wie ein Mantel über die Bildung des Volkswillens gelegt und eine neue Parteibürokratie herangezüchtet, die durch Presse, Organisation und Versammlungswesen eine oft nicht nur psychologisch, sondern auch wirtschaftlich gegründete Herrschaft übt und von der mancherlei Fäden zur Verwaltungsbürokratie einerseits, zur organisierten Wirtschaft andererseits verlaufen.

Die Vorherrschaft der Wirtschaft, die sich im 18. Jahrhundert vorbereitete, setzte sich im 19. Jahrhundert völlig durch. Die beträchtlichen Reste merkantilistisch-zentralistischer Wirtschaftsführung wurden abgetragen. Das bürgerliche Individuum wurde auch wirtschaftlich selbstherrlich, indem es die wirtschaftliche Freiheit: Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Freihandel erkämpfte und ein privates, vom Staat weder geleitetes noch gestütztes, sondern selbstverantwortliches Unternehmertum als Leitform entwickelte.

Die Forderung der Gewerbefreiheit war aus den Verfassungen Schwedens und Norwegens ohne weiteres ableitbar; in Dänemark mit seiner tief zerrütteten Wirtschaft wurden entsprechende Forderungen überhaupt erst in den 40er Jahren deutlicher vernehmbar; sie setzten sich in der Verfassung von 1849 grundsätzlich, in der Wirtschaftsgesetzgebung von 1857 praktisch durch. Die Verwirklichung vollzog sich naturgemäß in Stufen und Absätzen, wofür die lehrreichen norwegischen Verhältnisse hier angedeutet seien. Die Verfassung von 1814 verbot neue Wirtschaftsprivilegien und bezeichnete damit Wirtschaftsfreiheit als Ziel der Zukunft. Schon 1816—18 wurden beträchtliche Teile des überkommenen Privilegienbaues abgetragen (Kohlenprivileg der Erzgruben, Branntweinprivileg der Städte, Teile der Sägewerkprivilegien, alles bäuerliche Forderungen). 1824—39 ging der Kampf um die Befreiung des Handwerks vom Zunftzwang, 1842 folgte die Gewerbefreiheit im Handel durch Aufhebung der städtischen Handelsmonopole. Erst 1860 fiel der Rest der Sägewerksprivilegien hin.

Auf dem Gebiet des Außenhandels hatte die dänische Zollordnung von 1797 — die zweite große Tat der Bauernbefreier — für Dänemark und Norwegen die Zollschranken so stark erleichtert, daß erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine neue, durchgreifende Änderung nötig wurde. In Schweden mit seinem lebhaften Export (Erze, Korn) ist der Kampf um den Freihandel zögernder geführt und ein entschieden freihändlerischer Sieg erst mit der neuen Verfassung von 1867 errungen worden. Und schon in den 80er und 90er Jahren folgten kräftige schutzzöllnerische Rückschläge. Kulturgeschichtlich wichtig ist jedoch auch hier, daß es nicht mehr die wirtschaftliche Fürsorge des Staates, sondern die Forderung der freien Wirtschaft war, die nunmehr die Kursrichtung bestimmte.

Eine wesentliche Vorbedingung wirtschaftlichen Aufschwunges war die Verbesserung der Verkehrsmöglichkeiten. Noch immer war für den Norden das Wasser der wichtigste Weg allen Verkehrs. Fürsorge und Ausbau waren also dort vor allem erforderlich. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts erleben wir daher den Ausbau einer stattlichen Seglerflotte — namentlich in Norwegen — die sich weit über den heimischen Bedarf hinaus in den Weltverkehr einschleift, die Pflege der so ungemein schwierigen Fahrwasser, Ausbau der Feuer und Seezeichen, Verbesserung der Hafenanlagen, Vervollkommnung des Lotsendienstes und der seemännischen Ausbildung. Selbst im Binnenlandverkehr erwarben die Wasserstraßen mehr Aufmerksamkeit als die Landstraßen. Es wimmelte von Kanalprojekten, und der Götakanal, die große Ost—

Nordseeverbindung durch das Mittelschwedische Seengebiet, war in seiner wechselvollen Baugeschichte von der technischen und politischen Spannung der ganzen Nation begleitet. Die Landstraße wurde zwar ebenfalls aus der Vernachlässigung von Jahrhunderten erlöst, war aber nur in Norwegen mit den technischen Problemen der Bergstraße von allgemeinerer Anteilnahme umgeben. Der dänische Kunststraßenbau kam eigentlich erst recht in Gang, als die Eisenbahn schon auftauchte.

Die Aufnahme der Dampfkraft erfolgte ebenfalls weit zielbewußter in der Schifffahrt. In Schweden wurde schon 1818 — nur 6 Jahre nach England — das erste Dampfboot in Dienst gestellt; Dänemark folgte 1819, Norwegen 1825. Die Eisenbahn setzt sich weit zögernder durch, denn sie erforderte Anlagekapitalien, die im kapitalschwachen Norden nicht so leicht aufzubringen waren. Dafür wandte sie das öffentliche Interesse in einem vorher unbekanntem Maße dem Landverkehr zu — Anlage, Linienführung und Betrieb der Bahnen lösten leidenschaftliche Kämpfe aus, die zeitweise die großen politischen und sozialen Fragen in Schatten stellen konnten. Der Eisenbahnbau begann in Holstein (Altona—Kiel 1844), erreichte Dänemark 1847 (Kopenhagen—Roskilde, Fortsetzung bis Korsör erst 1856), Norwegen 1854 (Christiania—Eidsvoll), Schweden 1856 (Örebro—Hult). Der große Ausbau fällt erst in die 70er und 80er Jahre, überall im Norden unter starker Teilnahme und einheitlicher Wegweisung des Staates. Besondere Fragen stellte der dünnbesiedelte Norden des Gebietes. Island blieb ganz ohne Eisenbahn; dagegen lockten Erz und Holz zur Erschließung des Nordteils der Halbinsel (Bahn: Boden—Gällivare—Narvik). Für die eisenbahnarmen Landesteile wurde das Auto ein beweglicheres und anpassungsfähigeres Transport- und Reisemittel. Island ist unmittelbar vom Pferdetransport zum Auto übergegangen.

Die wirtschaftliche Entwicklung ist deutlich in zwei Etappen verlaufen. Die ersten Jahrzehnte — bis rund 1845 — stehen sowohl in der finanziellen wie der wirtschaftlichen Lage unter dem Eindruck des Napoleonischen Zusammenbruchs und arbeiten an der Heilung seiner Schäden, des Staatsbankrotts in Dänemark, der Überschuldung in Norwegen, der inflationistischen Geldentwertung in allen drei Ländern. Man mag den Ausgleich der Staatshaushalte und die Stabilisierung der Kurse (Schweden 1835, Norwegen 1842, Dänemark 1845) als Abschluß dieser ersten Etappe betrachten. Denn um die gleiche Zeit setzten auch in der privaten Wirtschaft neue Impulse ein.

Die private Wirtschaft ist in dieser Periode noch ganz auf die wirtschaftliche Einzelperson gestellt. Persönlicher Unternehmertum und volle wirtschaftliche Verantwortung erzeugen jene bürgerlichen Persönlichkeiten in der Wirtschaft, die aus einer christlich humanen Sittlichkeit und einem strengen Rechts- und Pflichtgefühl ein wirtschaftliches Ethos entwickelten und verkörperten. Reichtum — der sich in mäßigen Grenzen hielt — und Zusammenbruch trafen den Einzelnen uneingeschränkt; wirtschaftliche Anonymität und Verflechtung in ein verwickeltes Kreditsystem sind noch unbekannt. Das industrielle Unternehmen ist noch übersichtlich und leicht von dem Einzelnen lenkbar.

In Norwegen und Schweden kann sich wirtschaftliches Unternehmertum auf natürliche Schätze stützen: Fisch, Holz und Erz. In Schweden gibt auch die Landwirtschaft dem Exporthandel Möglichkeiten. Nicht nur als Rohmaterial gehen Holz und Erz hinaus, ihre Verarbeitungserzeugnisse (Grubenholz, Bretter, Teer, später Papier; Hüttenprodukte) geben die Grundlage für industrielle Unternehmungen. Vom heimischen Holz lebt auch der namentlich in Norwegen reich entfaltete Schiffsbau und indirekt die Schiffsrhederei, die eine lebhaft Frachtfahrt, nicht nur im Dienst des eigenen Exportes betreiben kann. Dagegen bleiben alle industriellen Unternehmungen, die Rohstoffe importieren müssen, selbst die verhältnismäßig entfaltete Manufakturindustrie, unter dem Druck der englischen Konkurrenz und mangelnder Kapitalkraft gering an Umfang und Bedeutung. Für Dänemark fehlen nicht nur die natürlichen Reichtumsquellen der beiden anderen Länder, es war zudem von den Kriegen und Krisen der napoleonischen Zeit am härtesten betroffen. Der Verlust Norwegens bedeutete nicht nur den Verlust all seiner natürlichen Bodenschätze, sondern auch des sichersten Abnehmers dänischen Getreides. Die Vernichtung der Handelsflotte durch die Engländer zerstörte auf Jahrzehnte die dänische Handels- und Frachtfahrt, so vor allem die alte Reichtumsquelle des ostindischen Handels. Die Verarmung des Landes durch den Staatsbankrott ließ neue

kapitalistische Unternehmungen und Kapitalbildungen nur in bescheidenstem Maße entstehen, und das Wenige an industriellem Unternehmertum bis zur Jahrhundertmitte fiel größtenteils den Herzogtümern (Neumünster), nicht dem Königreich zu. Nirgends im Norden hat man daher so sehr den Eindruck von Kleinbürgertum und selbstzufriedener Stagnation wie in Dänemark. Die natürliche Reichtumsquelle Dänemarks, seine Landwirtschaft, ist in dieser Periode erst am Neuaufbau eines leistungsfähigen Bauernstandes. In der zielbewußten Fortführung des Werkes der Bauernbefreiung legte sie den eigentlichen Grund zu dem Aufschwung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

Die wichtigste Grundlage moderner Wirtschaftsentwicklung, der Übergang zur Maschine kann weder in seinem geschichtlichen Verlauf noch in seiner Rückwirkung auf die Schulung und Ausbildung der technischen Generationen hier dargestellt werden. Wie im Verkehr, so hat auch in der Produktion die Generation von 1850—1880 die Maschine in das kulturelle Gefüge eingearbeitet. Gleich Segelschiff und Pferdewagen wurde Handwerk und Heimindustrie zu einer überholten und nicht ohne soziale Schmerzen hinsterbenden Erscheinung. Der heutige Stand technischer Entfaltung ist auch im Norden nur die zielbewußte Weiterführung auf den damals gelegten Grundlagen. Neben der Dampfkraft, die den Norden vom Kohlenimport abhängig machte, trat als neue Kraftquelle — namentlich im Verkehrswerkzeug — das ebenfalls importbedingte Öl auf. Von unwälder Bedeutung aber wurde die Elektrizität, die in den endlosen Wasserkraften Schwedens, Norwegens und Islands eine unerschöpfliche heimische Kraftquelle erschloß, die für Verkehr und Industrie ganz neue Wege öffnete und in immer steigendem Maße ausgenutzt wird. Hier bleibt Dänemark notwendig im Hintertreffen. Dafür hat die Rationalisierung der Landwirtschaft und ihre enge Verflechtung mit der Nahrungsmittelindustrie neue Möglichkeiten gezeigt, die auch Dänemark zugute kommen. Die Umstellung auf Meiereiwirtschaft ist für den ganzen Norden, Zuckerrübenbau und Zuckerfabrikation für Schweden und Dänemark, die modernen Verarbeitungs- und Transportmöglichkeiten von Fleisch (Konserven, Kühltransport), Eiern und Gemüse vor allem für die dänische Industrie entscheidend geworden. Ebenso hat sich die Fischerei — an der Dänemark minder beteiligt ist, die dagegen in Island innerhalb weniger Jahrzehnte zum allbeherrschenden Erwerbszweig wurde — sowohl in ihren Fangmöglichkeiten wie in Konservierung und Verschiffung völlig kapitalisiert und industrialisiert. Für Schweden — in beschränktem Maße auch für Norwegen — hat die Erschließung der nördlichen Erzlager (Kiruna, Gällivare) eine völlige Verlagerung seiner alten bergbaulichen Struktur hervorgerufen und neue Grubenstädte mit geradezu amerikanischer Hastigkeit aufschließen lassen. Dagegen ist über die Goldfunde von Boliden noch kein abschließendes Urteil gesprochen.

Die zweite Grundlage moderner Wirtschaftsentwicklung, die Verflüssigung und Vergesellschaftung des Kapitals wurde ebenfalls von jener Generation nach 1850 in Angriff genommen. Das im Norden an sich alte Bankwesen war vor 1850 kaum weiterentwickelt. Neben den alten, schwerfälligen und mit der Finanzgesundheit belasteten staatlichen oder staatlich beaufsichtigten Banken mit ihrem veralteten Kreditsystem bestanden Banken im Norden nicht. Wo die engen Mittel rein privaten Kredites nicht ausreichten, waren bis in die 50er Jahre Hamburg und London die Bankplätze alles nordischen Unternehmertums. Als aber jetzt die neuen landwirtschaftlichen Methoden, die weitschauenden Eisenbahnpläne und die Umstellung der Industrie auf Dampf neues Kreditbedürfnis in Stadt und Land erweckte, drängte auch das Bank-, Kredit- und Gesellschaftswesen zu neuen Formen. 1850—1880 schufen auch hier die Grundlagen, die danach nur noch ausgebaut wurden. Es entstanden die großen Privatbanken, die Kredit- und Hypothekarinstitute, die Versicherungsgesellschaften, die Genossenschaften, Aktiengesellschaften und Anteilsunternehmungen. Das kleine Sparkapital wurde durch Sparkassen und Kleinformen kapitalistischer Beteiligung dem Geldprozeß zugeführt und der Mittelstand — auch der Bauer — kapitalistisch verflochten. Auch hier bleiben alle Einzelheiten beiseite.

Kulturgeschichtlich wichtiger als die materielle Entwicklung, die aus den Angaben der

geläufigen Handbücher abzulesen ist, wird uns wieder die Bildung der sozialen Typen. In europäisch-internationaler Verbreitung erwächst der Großkapitalist als Spitzenleistung bürgerlich-kapitalistischer Entfaltung. In den Massenbildungen der Wirtschaft geht das persönliche Unternehmertum zugrunde und wird durch den Wirtschaftsführer ersetzt, der als Generaldirektor, Aufsichtsrat, Teilhaber und Massenunternehmer ein Stück einer anonymen Wirtschaftshierarchie bildet. Die großen Trustgründer sind die letzte Überspitzung solcher Massenansammlung von Kapital und Wirtschaftskraft, deren wirtschaftliches Handeln, die „Transaktion“, nicht mehr nur auf wirtschaftliche Leistung, sondern auf Macht durch wirtschaftliche Leistung eingestellt ist. Die Weitung des wirtschaftlichen Horizontes birgt Gefahren krankhafter Entartung. Der Machtwille wirkt sittlich lockernd, das Verantwortungsbewußtsein und die ethische Festigkeit der bürgerlichen Persönlichkeit verflüchtigen sich in der dünnen Luft überbürgerlichen Herrschaftsbewußtseins. Tief in die Willensbildung und die Politik des Staates verflochten, gehen ihre Beziehungen und Verkettungen weit über die Grenzen des Staates in eine übernationale Hochfinanz und Weltwirtschaft hinein. Auch hier ist mit der Weitenschau über die zufälligen Grenzen überlieferter Staatengliederung die Gefahr verbunden, die Tiefenschau volkhafter Verbundenheit und nationaler Bewußtheit in wirtschaftlicher Weltbürgerlichkeit zu verlernen und die Wertmaßstäbe wirtschaftlich-materialistisch zu vereinseitigen. Endlich ist das soziale Gewissen unter der Wirkung solcher Wertmaßstäbe und einer Überspannung des wirtschaftlichen Individualismus in Gefahr zu erschlaffen. Nicht innere Bosheit und Böswilligkeit, sondern Vereinseitigung und Überspannung individualistischen Wirtschaftsdenkens hat die sozialen Kämpfe so bitter gemacht.

Von Zeit zu Zeit haben große Zusammenbrüche den sittlichen Hohlraum solchen Unternehmertums offenbar gemacht, so schon früh der betrügerische Bankrott des dänischen Finanzministers A. Alberti, der Amt und Spekulation verantwortungslos vermischte, und in letzter Zeit der in seinen Ausmaßen schon wieder imposante Aufstieg und Sturz des schwedischen Trustkönigs Ivar Kreuger. Andererseits gab die wahrhaft herrschende Stellung solcher Wirtschaftsführer die Möglichkeit zur Entfaltung der königlichen Tugend der Freigebigkeit. Um das eigene fürstliche Leben legte sich als ein edlerer Mantel ein großartiges Stiftertum, das dem kulturellen Leben gerade auch im Norden unvergleichliche Möglichkeiten öffnete. Nur die größten Namen seien angedeutet. Der dänische Großbankleiter C. F. Tietgen fügte in das Stadtbild Kopenhagens den stolzen Kuppelbau der Marmorkirche, die seit 1770 aus Geldmangel als trauriger Torso dalag und deren Bau er aus eigenen Mitteln vollendete. Die Brauerfamilie Jacobsen, die ihre herrlichen Sammlungen antiker und moderner Skulptur in der Kopenhagener Glyptothek der Öffentlichkeit überließ, schuf in dem Vermächtnis ihres blühenden Unternehmens an die Akademie der Wissenschaften den einzigartigen Fall, daß die Wissenschaft Erbin eines arbeitenden Kapitals wurde, dessen Erträge wissenschaftlicher Forschung und Arbeit in beneidenswertem Maße Förderung brachte. Die Göteborger Großkaufleute Oskar Ekman und David Carnegie gaben durch Gründung der Göteborger Hochschule dem bisher rein händlerischen Denkkreise der westlichen Hafenstadt neue, humanistische Antriebe. Der Chemiker und Erfinder des Dynamits, Alfred Nobel, hinterließ sein gesamtes Vermögen der großen Stiftung der Nobelpreise. Seine Aufteilung auf Naturwissenschaft und Medizin, Literatur und die Ideologie einer Weltfriedensarbeit ist zugleich ein bezeichnendes Bild des bürgerlich-humanen Denkens des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

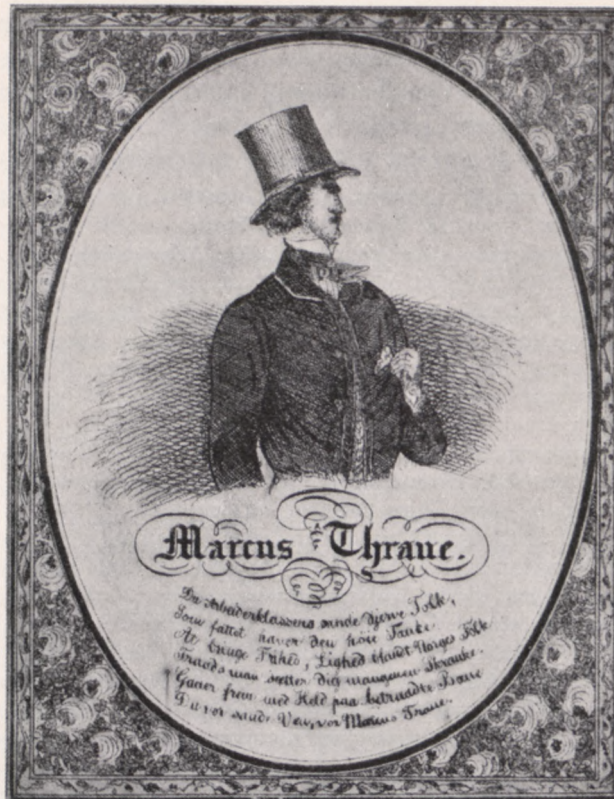
Der kapitalistischen Massenbildung antwortete die proletarische. Das 19. Jahrhundert bedeutet für den Norden mit seiner immer noch kleinräumigen Stadt eine besonders tiefgehende Umschichtung des sozialen Aufbaus. Damals setzt hier wie überall die große Wanderung der landsässigen Bevölkerung ein. Sie sucht sich zwei Wege. Der eine ist die eigentliche Auswanderung, namentlich in die neue Welt, die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Sie geht in mehreren Wellen vor sich, erreicht ihren Höhepunkt im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und der Vorkriegszeit und mattet seitdem naturgemäß ungemein ab. Es ist in erster Linie eine Bauernwanderung mit Forderung nach Land und Ansiedlung. Daher kam es zu geschlossenen Siedlungen mit

nationaler, oft sogar landschaftlicher Einheitlichkeit der Zuwanderer. Religiöse und soziale Erweckung, die im festen Gefüge der Heimat keinen genügenden Entfaltungsraum finden, spielen als Antrieb eine bedeutende Rolle; Haugeaner, Herrnhuter, Läsare und andere freikirchliche oder sektenhafte Gruppen, aber auch sozialistisch-kommunistische Träumer bilden einen festen Stamm der Auswanderer und finden drüben freiesten Raum zur Entfaltung — oft freilich auch Entartung. Wo skandinavische Bauernsiedlung besonders dicht gesät ist — wie in den mittleren Nordstaaten der Union — konnte sich Sprach- und Zugehörigkeitsbewußtsein lebendig erhalten und ein amerikanisches Skandinavertum einen besonderen Kultureinschlag in der Fülle amerikanischen Lebens bilden. Diese Auswanderung führt zu erstaunlich hohen Zahlen. 1910 werden die gebürtigen Norweger allein in den Vereinigten Staaten auf etwa 400 000, die Schweden auf 665 000, die Isländer auf 15—20 000 angegeben. Das bedeutet für Schweden etwa 12%, für Norwegen 16%, für Island über 20% der gleichzeitigen Heimatbevölkerung. In der Tat ist aber natürlich einerseits die Gesamtauswanderung noch ein gut Stück bedeutender, andererseits auch die Zahlen des amerikanischen Skandinavertums wesentlich höher als die Zahl der bloßen Zuwanderer. Für Dänemark hat die Auswanderung eine weit geringere Rolle gespielt.

Diese Auswanderung, so bedenklich sie zeitweise für die Mutterländer war, ist indessen für die unmittelbare Strukturänderung nicht entfernt so wesentlich wie die innere Abwanderung von dem Lande in die Stadt und damit von bäuerlicher zu industrieller Lebensform. Der zahlenmäßige Anteil und die wirtschaftliche Wichtigkeit der landsässigen Bevölkerung tritt hinter der Stadt und den industriellen oder händlerischen Betätigungen zurück — ein im bäuerlichen Norden entscheidender Vorgang. Die sprunghafte Entwicklung der Städte und damit eine völlige Neuverteilung der Bevölkerung führen hier wie überall zur Bildung jener gesellschaftlich und geistig umgestalteten Masse, die man Proletariat nennt. Doch darf für den Norden nicht übersehen werden, daß neben dem städtischen ein älteres ländliches Proletariat besteht, was aus den Anfängen proletarischer Bewegungen in Norwegen deutlich hervorgeht und sich in der Geschichte der politischen Organisation bestätigt. Dies ländliche Proletariat setzt sich aus einer breiten Schicht von Landarbeitern zusammen, die indessen meist durch kleinsten Besitz oder kleinste Pacht selbst mit dem Boden verbunden sind, denen also das Merkmal der Freizügigkeit mangelt. Und sie erhält Zuschuß aus der zahlreichen Fischerbevölkerung, die ebenfalls größtenteils zugleich landsässig ist — eine speziell nordische Form des Saisonwerbes kleinster Landbesitzer.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts ist dieses in sich uneinheitliche Proletariat, dem die bürgerlichen Merkmale von Besitz und Bildung fehlen, noch abseits von Staat und Gesellschaft. Nicht nur das ländliche Proletariat war noch völlig patriarchalisch mit den Arbeits-



88. Der norwegische Arbeiter-Organisator Marcus Thrane etwa 1850. (Det norske folks liv og historie). Der ganze Holzschnitt, dessen unbeholfene Verse von „Freiheit und Gleichheit“ sprechen, atmet biedermeierliche Bürgerlichkeit.

herren verbunden — noch in den 80er Jahren konnte die schwedische Bauernpartei glauben, durch die Erweiterung des Wahlrechtes auf diese Schichten nur Anhänger zu gewinnen — auch die Arbeiterschaft der kleinförmigen Industrie stand zu dem persönlichen Unternehmertum in einem patriarchalischen Verhältnis. Als Problem wurde denn auch die neue Massenbildung zuerst von einzelnen Mitgliedern der Oberschicht und am frühesten in Norwegen empfunden.

Henrik Wergelands sozialer Wachheit ist bereits oben (S. 360f.) gedacht. Unter dem unmittelbaren Eindruck von 1848 löste Marcus Thrane — nicht zufällig der unruhvolle Sohn eines entgleiten bürgerlichen Bankrotteurs — die erste praktische Arbeiterbewegung aus, eine organisierte Erfassung der Unterschicht mit einem Aufbau aus Ortsgruppen und Zentraleitung, mit politischen, sozialen und bildungsmäßigen Zielen und mit den Ansätzen einer eigenen Presse. Sie fand auch im ländlichen und seemännischen Proletariat Boden und umspannte schon 1850 273 Vereine mit 21000 Mitgliedern. Die „Thraniterbewegung“ ist damit die früheste organisierte proletarische Bewegung Europas. Der liberale Staat, der sie damals vermutlich hätte national eingliedern können, sah indessen nur die Gefahr. 1855 — ein halbes Jahrhundert nach der demokratischen Verfassung Norwegens — hat er in Zusammenwirken der volksgewählten Volksvertretung und der bürokratischen Regierung die Bewegung durch einen großen politischen Prozeß zerschlagen und Thrane selbst, der stets mäßigend wirkte, zu langer Gefängnisstrafe verurteilt. Er starb in Amerika; seine Bewegung war vernichtet.

Für Dänemark und Schweden ist es damals nicht über theoretische Forderungen und Schriften Einzelner hinausgekommen. Doch auch die nächste Welle proletarischer Bewegung ging noch vom Bürgertum aus. Die Dänen, die im Zusammenhang mit der Pariser Commune von 1871 die Bewegung in Gang brachten, der Postbeamte Louis Pio, der Musikalienhändler Harald Brix und der Lehrer und Journalist Poul Geleff waren Männer des Mittelstandes. Auch diese Bewegung zerbrach am Widerstand des liberalen Staates, und ihre Führer, in ihrem bürgerlichen Empfinden durch eine schwere Gefängnisstrafe verletzt, gingen gleich Thrane nach Amerika (Pio, Geleff) oder starben früh (Brix). Aber anders als die Thraniterbewegung war diese ein Aufwallen der hauptstädtischen Arbeiterschaft; sie trat der Londoner Internationale bei, versuchte einen gewerkschaftlichen Aufbau und bediente sich des Streiks als wirtschaftlichen Kampfmittels.

Erst die nächste Welle, die freilich Reste der früheren aufnehmen konnte, drang aus dem Proletariat selber auf und führte zu dauerhaften Bildungen. Die Gründer der dänischen Sozialdemokratie, der Schuster Hørdum, der Schneider P. Holm, der Tischler C. C. Andersen und der erste Führer der Gewerkschaften, der Maler J. Jensen waren Arbeiter und Arbeitersöhne. Die Zeit des Aufblühens der sozialistischen Arbeiterbewegung liegt in Schweden und Dänemark in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, in Norwegen erst nach der Jahrhundertwende. Schon vor dem Kriege beginnen sie eine Macht zu werden, die sich einerseits in schweren Lohnkämpfen, andererseits in kommunalen und allgemeinen Parteisiegen bemerkbar machte. In und nach dem Kriege erfolgte der Aufstieg zur stärksten Partei in den Ländern und damit zu Ministerwürden und Regierungsführung. Die gesamte Entwicklung vollzog sich im Laufe einer Generation; die eindruckliche Gestalt Hjalmar Brantings begleitet die sozialdemokratische Partei Schwedens von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem Triumph.

Im einzelnen verlief die Weckung und Organisation der Arbeiterschaft in den nordischen Ländern verschieden. In Dänemark beherrscht die marxistisch-internationale Sozialdemokratie die politische wie fachliche Arbeiterorganisation von vorneherein am stärksten; in Norwegen sind bodenständige Arbeiterorganisationen fachlicher, geselliger und sozialer Art am zögerndsten von der Sozialdemokratie erobert worden. Das Ergebnis aber war überall das gleiche. Weder der liberale Staat noch die bürgerlichen Linksparteien haben den Arbeiter halten können; er war sich seiner Sonderinteressen und abweichenden Lebensgrundlage bewußt und glaubte in der internationalen Sozialdemokratie seine Lebensform gefunden zu haben. Die wirtschaftlichen Gegensätze der in Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden zusammengefaßten Gruppen zerklüfteten auch hier das nationale Leben des Volkes und setzten in den politischen Parteien die wirtschaftliche Kluft politisch fort. Wie bei den Führern des bürgerlichen Kapitalismus, so ist also auch mindestens in der Ideologie des arbeitenden Proletariates die Gefahr internationaler Verwischung vorhanden. Und ebenso hat die Blickrichtung auf nur wirt-

schaftlich-materielle Werte und deren Vergottung die seelische Bereitschaft zu höherer Einheit abgestumpft. Man wird auch im Norden aus der dringenden Lebensnot des Alltags diese seelische Entwicklung verstehen müssen. Aber diese Grundlage genügte nicht zur Schöpfung einer eigenen proletarischen Lebensform. Wie einst der Adel das zugleich beneidete und erstrebte Vorbild des aufsteigenden Bürgertums war, so jetzt das Bürgertum für das Proletariat. Bürgerliche Lebensform mit bürgerlichen Genüssen und bürgerlichem Auftreten ist am nordischen Proletariat sehr deutlich zu beobachten.

Insbesondere der sozialistische „Parteifunktionär“ hat im äußeren Aussehen und im Lebensstil den Typus des Mittelstandes. Sozialistische Arbeitervereine unterscheiden sich im gemeinsamen Auftreten nur in ihren Liedern und Ansprachen von entsprechenden kleinbürgerlichen Vereinen. Der Rahmen, den die Sozialdemokratische Partei Dänemarks ihrem Jubiläumsfest gegeben hat, wirkt — abermals bis auf Reden und Lieder — völlig wie ein bürgerliches Volksfest, und die dabei herausgegebene Festschrift — selbst ein bürgerliches Inventarstück — zeugt mehr von Massen- und Erfolgsberauschtheit als von innerer Neugestaltung. Bauten, Druckereien, Verläge und eine große Anzahl anderer Unternehmungen der Partei werden völlig in kapitalistischem Sinne geführt, und die kapitalistische Form des Aktienunternehmens ist ihr nicht fremd. Diese Verbürgerlichung hat jenen das Ausbrechen revolutionärer Gruppen aus der Partei zur Folge gehabt. Aber bei dem Zustreben des Proletariates selbst auf bürgerliche Sicherung haben sie nie mehr als vorübergehenden Erfolg gehabt. Der Kommunismus hat sich bislang nur in einzelnen Landschaften festsetzen können.

Indessen: die große Frage der Zeit ist auch den nordischen Völkern gestellt. Sie besitzen ein Proletariat und müssen es einordnen. Noch leben die Arbeitermassen des Nordens ohne mehr als materielle Zielsetzung wesentlich von den negativen Werten sozialen Mißtrauens und des Klassenkampfes und von der sich abnutzenden Ideologie der internationalen Solidarität. Dem rein bürgerlich gedachten liberalen Staate hat die Kraft gefehlt, das Problem der Gestaltung der Masse zu lösen, so viel er auch durch eine ausgebildete, gesetzlich gesicherte Fürsorge für die materielle Förderung der Arbeiterschaft getan hat. Die äußere Friedenslage und der verhältnismäßige Wohlstand der nordischen Völker haben die große Frage der Zeit weniger deutlich gemacht als in Deutschland. Daher wird der große deutsche Lösungsversuch im Norden einstweilen sowohl von bürgerlicher wie von proletarischer Seite mit unverhohlenem Mißtrauen betrachtet. Seine unmittelbar europäische Bedeutung wird durch den wachsenden Druck der kommunistischen Ausdehnung gerade dem Norden früher oder später fühlbar werden. Aber wenn er zu der eigenen Lösung der gestellten Aufgabe schreitet, wird er ihn nicht einfach nachahmen können, sondern aus seinen eigenen geschichtlichen und seelischen, nationalen und sozialen Gegebenheiten die ihm gemäße Lösung suchen müssen.

Literatur:

Vorbemerkung: Eine umfassende Kulturgeschichte des Nordens fehlt; sie wird auch durch diese Darstellung nicht geschaffen, die schon ihrem Umfang nach dazu nicht fähig ist. Meine Darstellung hat die „materielle“ Kultur bewußt zurückgedrängt, um die geistigen und gesellschaftlichen Formen und ihre Wandlung hervorzuheben. Die Literaturangaben erstreben nur eine Auswahl des Wichtigsten unter Bevorzugung der deutsch geschriebenen und damit dem deutschen Leser leicht zugänglichen Schriften. Die Anordnung folgt nicht der geschichtlichen Darstellung des Textes, sondern teilt in Sachgebiete auf.

Allgemeines: Die nordische Welt, Geschichte, Wesen und Bedeutung der nordischen Völker. Hrsg. Fr. Blunck (1937). — Nordisk Kultur, erscheint seit 1932 und soll in 30 Bänden die einzelnen Sachgebiete, nach Ländern geteilt, darstellen. Es beschränkt sich auf Altertum und Mittelalter. — Deutschland und der Norden. Umriss — Reden — Vorträge. Hrsg. C. Petersen (1931). Darin Petersens wichtiger Aufsatz: Deutscher und nordischer Geist. — L. Magon, Deutschland und Skandinavien in ihren geistigen Wechselbeziehungen. In: Deutschland und die Kultur der Ostsee (1927), S. 40ff. — G. Braun, Die nordischen Staaten, eine soziologische Länderkunde (1924) und: Länderkunde von Nordeuropa (1926). —

C. Rosenberg, Nordboernes Aandsliv, 3 Bde. 1878/85. — A. Bugge, Vesterlandenes Indflydelse paa Nordboernes Kultur i Vikingetiden (1905). — J. Steenstrup, Normannerne, 4 Bde. (1876ff.). — A. Olrik, Nordisches Geistesleben zur Wikingerzeit, 2. Aufl. (1925). — F. Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit. Sammlg. Thule, Ergzgsbd. (1930). — Troels-Lund, Dagligt liv i Norden i det 16. Aarhundrede, 14 Bde. (1914/15). Kürzere Ausg. in 7 Bden., 1932f.

Einzelländer: S. Blöndal, Islandske Kulturbilleder (1924). — G. Gunnarsson, Island, die Saga-insel (dänisch 1935, dtisch. 1936). — P. Herrmann, Island (1914) und: Island in Vergangenheit und Gegenwart, 3 Bde. (1907/10). — Hj. Lindroth, Island, motsatsernas Ö (1930). — Chr. Kålund, Bidrag til en historisk-topografisk Beskrivelse af Island, 2 Bde. (1877/82). — K. Maurer, Island von seiner Entdeckung bis zum Untergang des Freistaates (1874). — Guinchard, Sverige, 2. Aufl. (1914), deutsch 1913. — N. Balk, Schweden heute (1936). — F. Arnheim, Schweden (1917). — Flodström, Sveriges folk (1918). — R. Kjellén, Schweden, eine politische Monographie (1917). — O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens von den ältesten Zeiten bis zum 11. Jahrh. n. Chr. (1906). — H. Hildebrand, Sveriges Medeltid, 3 Bde. (1879ff.). — A. Th. Snöbohm, Gotlands land och folk, 2. Aufl. (1897). — E. Hornborg, Svensk nationalitet i Finland (Verdandis Småskrr. No. 199). — D. Bruun, Danmark (1919) und: Danmark, Land og Folk (1922). — J. P. Trap, Kongeriget Danmark, Statistisk-topografisk Beskrivelse, 4. Aufl., 9 Bde. (1920/29). — V. Østergaard (Hrsg.), Vort Folk i det 19de. Aarhundrede (2 Bde. 1897/1901). — J. Carlsen, H. Olrik, C. W. Starcke u. a., Danmarks Kultur ved Aar 1900 (1900). — Dazu die Serie „Danmarks Folkeminder“. — Norge 1814/1914 (3 Bde., 1914). — N. Rolfsen (Hrsg.), Boken om Norge (4 Bde., 1913/14). — A. Helland u. a., Norges Land og Folk (20 Bde., 1885/1918). — Norske bygder (seit 1921 erscheinendes Sammelwerk).

Geschichte: J. Paul, Nordische Geschichte (Jedermanns Bücherei 1925). — C. G. Styffe, Skandinavien i Middelalderen und: Skandinavien under Unionstiden, Ett bidrag till den histor. geografien (1911). — E. Hildebrand u. a., Sveriges historia till våra dagar (14 Bde., 1923/29). — A. Schück, Svenska folkets Historia, Forntiden och Medeltiden (1915). — J. Steenstrup, Kr. Erslev u. a., Danmarks Riges Historie (6 Bde., 1896/1905). — A. Friis, Mackeprang u. a., Det danske folks historie (8 Bde., 1927/29). — H. Begtrup, Det danske folks historie I—IV (1909/14), Bd. I—II, 2. Aufl. (1917). — O. Brandt, Politik und Geistesleben in Schleswig-Holstein um die Wende des 19. Jhs., 2. Aufl. (1926). — P. A. Munch, Det norske Folks Historie (1852ff.), im Ausz. auch deutsch u. d. Titel: Die nord-germanischen Völker (1853/54). — H. Shetelig, W. Keilhau u. a., Det norske folks liv og historie (10 Bde., 1930/35). — W. Schlüter, Zur Geschichte der Deutschen auf Gotland. Hansische Geschichtsbll. Bd. 15. — D. Schäfer, Die Hanse, 3. Aufl. (1925). — E. Daenell, Die Blütezeit der deutschen Hanse (2 Bde., 1905/06).

Städte: T. G. Rudbeck, Sveriges städer (1855ff.). — Lundin-Strindberg, Gamla Stockholm, 3. Aufl. (1912). — E. W. Dahlgren, K. Hildebrand, Stockholm, Sveriges Hufvudstad (3 Bde., 1897). — Göteborgs Jubileumspublikationer: Skrifter utgivna till Göteborgs stads trehundraårsjubiläum (19 Bde. 1923/35), grundlegend auch für die Geschichte von Lödöse. — H. C. Bering-Liisberg, København i gamle Dage og Livet i København (1898/99). — C. Bruun, Kjøbenhavn (1887/1901). — O. Nielsen, Københavns Historie og Beskrivelse (1889/92). — E. Bull/H. Koht, Om Oprindelsen till Oslo og de andre gamle norske Byer (St. Hallvard IV, 1918). — A. Helland, Topografisk-statistisk beskrivelse over Kristiania (3 Bde., 1917/18). — Ders., Kristianias historie (1922ff.). — Y. Nielsen, Bergens Historie (1877).

Verfassung und Recht: K. Maurer, Die Entstehung des isländischen Staates und seiner Verfassung (1852). — R. Lundborg, Islands staatsrechtliche Stellung von der Freistaatzeit bis in unsere Tage (1908). — E. Hildebrand, Svenska statsförfattningens historiska utveckling (1896). — P. Fahlbeck, Sveriges Författning och den moderna Parlamentarismen (1904). — Schwedens Staats- und Wirtschaftsleben. Darin: F. Genzmer, Die schwedische Verfassung (1925). — K. Fabricius, Kongeloven, dens Tilblivelse og Plads i Samtidens natur- og arveretlige Udvikling (1920). — A. D. Jørgensen, Peter Schumacher Griffenfeld (1893). — A. Taranger, Norwegische Bürgerkunde, Verfassung und Verwaltung (1925). — A. Collett u. a., Eidsvold 1814 (1914). — N. Edén, Die schwedisch-norwegische Union und der Kieler Friede (1895). — Fr. Nansen, Norwegen und die Union mit Schweden (1905). — K. Nordlund, Den svensk-norska Krisen (auch deutsch 1905). — K. v. Amira, Grundriß des germanischen Rechts (1913). Darin umfassende Aufzählung der nordischen Rechtsquellen und reiche Literatur. — K. Maurer, Vorlesungen über altnordische Rechtsgeschichte (5 Bde. 1907/10). — P. J. Jørgensen, Udsigt over den danske Retshistorie (3 Bde. 1923ff.). — Rechtsquellen: C. I. Schlyter, Corpus juris Sueo-Gotorum antiqui (13 Bde. 1827/77. Erst z. T. durch modernere Einzelausgaben ersetzt). — J. Brøndum-Nielsen u. a., Danmarks gamle Landskabslove (im Erscheinen). — R. Keyser, P. Munch u. a., Norges gamle love (5 Bde. 1846/95).

Neue Reihe 1904ff.). — V. Finsen, Grágás (3 Bde. 1852/83). — Deutsche Übersetzungen der wichtigsten Quellen in: Germanenrechte (Schriften der Akademie f. dtsches Recht).

Stände und soziale Bewegungen: A. Bratt, Kyrkan och prästen enligt Sveriges tidigaste lagar (Verdandis småskrr. 159). — H. Olrik, Konge og Praestestand i Danmark, 2. Aufl. (1905). — Sv. Tunberg, Det världsliga frälsets uppkomst i Sverige (Histor. Studier tillägnade H. Hjärne). — L. Holberg, Konge og Danehof i det 13. og 14. Aarhundrede (1895). — E. Hertzberg, En fremstilling af det norske aristokratiets historie (1869). — K. Hegel, Städte und Gilden, 2 Bde. (1891). — V. Vedel, By og Borger i Middelalderen (1901). — A. Schück, Det svenska stadsväsendets uppkomst och äldsta utveckling (1926). — C. T. Odhner, Bidrag till svenska städernas och borgerståndets historia (1860). — K. G. Grandinson, Förteckning på tyska borgare i Sveriges städer enligt Diplomatarium Svecanum (Anhang zu: Studier i hanseatisk-svensk historia, 2 Tle. 1884/85). — H. Hildebrand, Medeltidsgillena i Sverige (1877). — Stenfeldt, De danske Købstæder og deres Bestyrelsesmaade (2 Bde. 1827/31). — C. Nyrop, Danmarks Gilde- og Lavsskraer (2 Bde. 1895/1904). — M. Pappenheim, Die altdänischen Schutzgilden (1885). — A. Bugge, Studier over de norske byers selvstyre og handel før Hanseaternes tid (1899). — J. Steenstrup, Den danske Bonde og Friheden, 3. Aufl. (1912). — O. A. Johnsen, Norges bønder (1919). — J. Friis, Marcus Thrane (1917). — G. Holmberg, Entwicklungsgeschichte der Arbeiterbewegung in Schweden (1915). — Wiinblad/Andersen, Det danske Socialdemokratiets Historie 1871—1921 (1921). — A. M. Holmgren, Kvinnorösträttens historia i de nordiska länderna (Verdandis Småskrifter 1920).

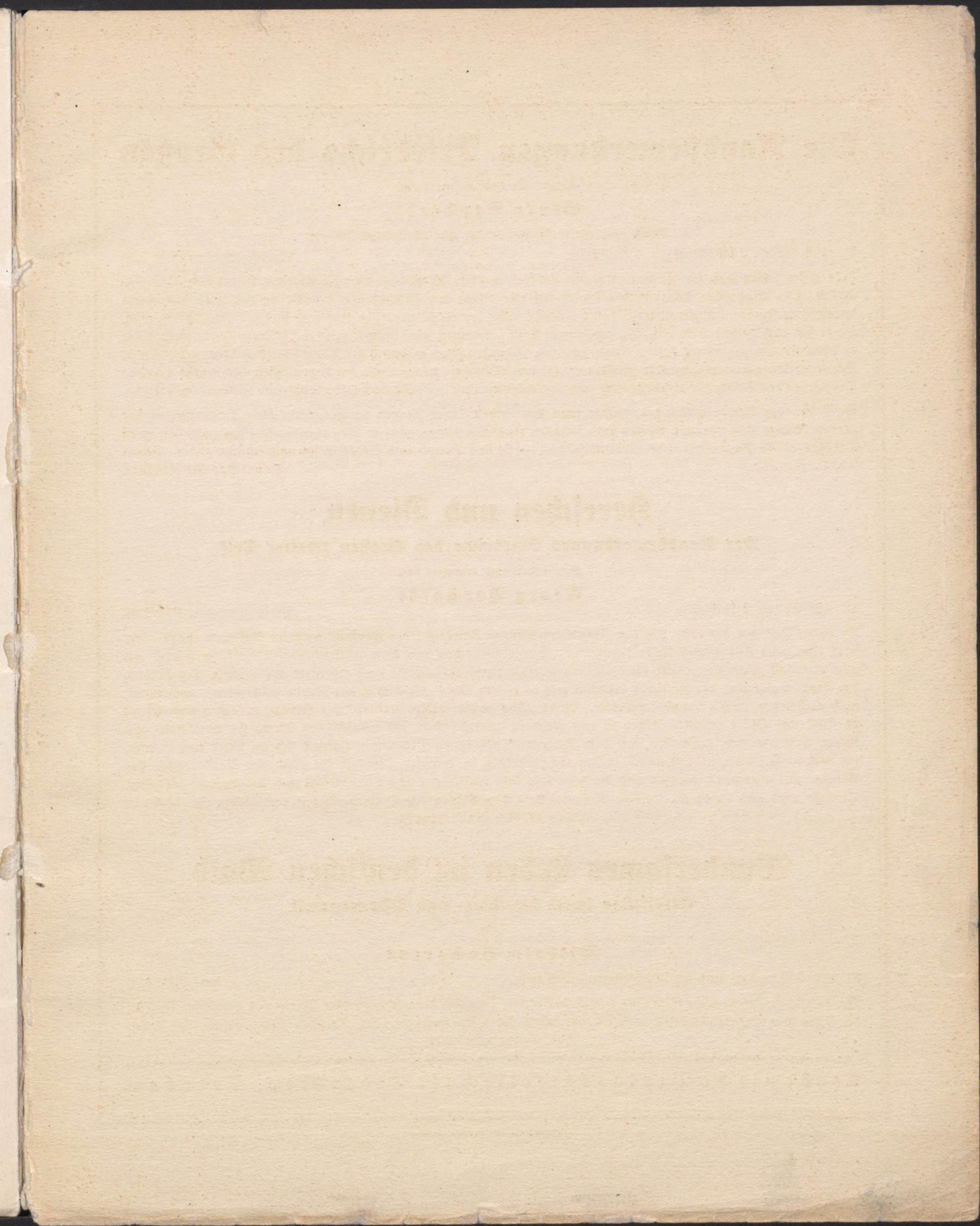
Kirche und Religiöse Bewegungen: K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christentum (1855/56). — B. Kahle, Die altnordische Sprache im Dienste des Christentums (1890). — F. Paasche, Kristendom og kvad (1914). — A. D. Jørgensen, Den nordiske Kirkes Grundlæggelse og første Udvikling (2 Bde. 1874/78). — G. Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen (1877). — A. Taranger, Den angelsaksiske kirkes indflydelse på den norske (1890). — R. Tønder-Nissen, De nordiske Kirkers Historie (1889). — Ekklesia, Eine Sammlung von Selbstdarstellungen der christlichen Kirchen. II. Die skandinavischen Länder: Schweden (1935), Norwegen (1936), Dänemark und Island (1937). — Jón Helgason, Islands Kirke (2 Bde. 1922 u. 1925). — R. Keyser, Den norske Kirkes Historie under Katolicismen (1856/58). — Chr. Bang, Den norske Kirkes Historie (1912), vgl. auch den einschl. Artikel in Haucks „Realenzyklopädie“. — Wordsworth, The national Church of Sweden (1911). — Svenska Kyrkans Historia. Hrsg. Hj. Holmquist u. H. Pleijel (9 Bde. 1933—37). — L. Helveg, Den danske Kirkes Historie til Reformationen (2 Bde. 1857/83). — L. P. Fabricius, Danmarks Kirkehistorie (im Erscheinen). Alle weitere Literatur in „Ekklesia“ (s. o.). — P. E. Riant, Skandinavernes Korstog og Andagtsreiser til Palæstina (1868). — C. C. Lange, De norske Klosters Historie i Middelalderen (1856). — K. G. Leinberg, De finska klostrens historia (1890). — E. Jørgensen, Helgendyrkelse i Danmark (1909). — H. Olrik, Danske Helgernes Levned (1893/94). — L. Daae, Norges Helgener (1879). — E. Fogelklou, Die heilige Birgitta von Schweden (1929). — J. Skovgaard, Den hellige Birgitta (1921). — R. Steffen, Den heliga Birgittas uppenbarelser (1909). — Hj. Holmquist, Die schwedische Reformation 1523—31 (1925). — Bergendoff, Olavus Petri and the ecclesiastical transformation in Sweden (1928). — J. O. Andersen, Overfor Kirkebruddet (1917). — Ders., Der Reformkatholizismus und die dänische Reformation (1934). — L. Schmitt, Die Verteidigung der kathol. Kirche in Dänemark gegen die Religionserneuerer im 16. Jh. (1899). — Ders., Der Karmelitermönch Paulus Heliae (1893). — Skrifter af Paulus Helie (im Erscheinen seit 1932). — C. J. Brandt, Om Lundekanniken Christiern Pedersen og hans skrifter (1882). — G. Jørgensen, Peder Palladius (1922). — Palladius, Danske Skrifter (5. Bde. 1911/26, hrsg. L. Jacobsen). — V. Pauls, Geschichte der Reformation in Schleswig-Holstein (1922). — Bj. Kornerup, Biskop Hans Poulsen Resen (Bd. 1. 1928). — J. O. Andersen, Holger Rosenkrantz, den lærde (1896). — V. Dahlerup, Hexe og Hexeprocesser i Danmark (1888). — J. Nordström, G. Stiernhjelm's Filosofiska fragment, Einleitung (1929). — J. Paul, Gustav Adolf (2 Bde. 1927ff.). — L. Selmer, Holberg og Religionen (1914). — R. Nielsen, Om Holbergs Kirkehistorie og Theologie (1867). — H. Pleijel, Der schwedische Pietismus in seinen Beziehungen zu Deutschland (1935). — H. L. Møller, Kong Kristian den sjette og Grev Kristian Ernst af Stolberg-Wernigerode (1899). — F. Elle Jensen, Pietismen i Danmark (1924). — Lundbye, Herrnhutismen i Danmark (1903). — F. Elle Jensen, Rationalismen i Danmark (1926). — F. Rønning, Rationalismens Tidsalder (3 Bde. 1886/99). — L. Koch, Oplysningstiden i den danske Kirke (2 Bde. 1914/15). — C. Byse, Swedenborg (5 Bde. 1911/13). — M. Lamm, Swedenborg (1922). — R. Sundelin, Swedenborgianismens historia i Sverige (1886). — A. C. Bang, Hans Nielsen Hauge og hans Samtid (1910). —

F. Rønning, N. F. S. Grundtvig (4 Bde. 1907/14). Weitere Grundtvig-Literatur: in „Ekklesia“. — E. Geismar, Søren Kierkegaard (6 Bde. 1926/28, dtsh., 6 Tle. 1927ff. Weitere Kierkegaard-Literatur: Ekklesia a. a. O. S. 136ff.). — L. Koch, Fra Grundtvigianismens og den indre Missions tid (1898). — L. Blauenfeldt, Den indre Missions Historie (1911/12). — J. Bergman, Den svenska nykterhetsrörelsens historia (3. Aufl. 1903). — S. Wieselgren, Peter Wieselgren (1900). —

Schule und Unterricht: V. Waschnitius, Erziehung und Erziehungswissenschaft bei den nordischen Völkern seit 1900 (Handbuch der Erziehungswiss. 3, II. 1934). — K. Lange, Hur den svenska folkskolan kom till (Verdandis Småkr. 62). — L. Koch, Den danske landsbyskoles historie til 1848 (1882). — J. Larsen, Bidrag til den danske Folkeundervisnings og Folkeskoles Historie 1536—1784 (1911). — Ders., Bidrag til den danske Folkeskoles Historie 1784—1818 (1893). — A. V. Heffermehl, Folkeundervisningen i Norge (1913). — G. Rønberg, N. F. S. Grundtvig und seine Bedeutung als Pädagog (1905). — F. Wartenweiler-Haffter, Ein nordischer Volkserzieher, Die Entwickl. N. F. S. Grundtvigs zum Vater der Volkshochschule (1913). — L. Schröder, Den nordiske Folkehøjskole (1905). — A. Hollmann, Die dänische Volkshochschule u. ihre Bedeutg. für die Entwicklung einer völkischen Kultur in Dänemark (1919). — E. Hildebrandt, Die schwedische Volkshochschule (1916). — J. Paludan, Det højere Skolevæsen i Danmark, Norge og Sverig (1885). — P. Deffke, Die nordische Lehrerpersönlichkeit (1934). — B. Bergquist, Svenskt och främmande i svenskt skolväsen (1926). — H. J. Helms, Valkendorfs Kollegiums Historie (1917). — H. F. Rørdam, Københavns Universitets Historie (3 Bde. 1868/77). — C. Annerstedt, Upsala universitets historia (5 Tle. u. Supplemente 1877/1914). — Weibull/Tegnér, Lunds Universitets historia (2 Bde. 1868) — Åbo universitets lärdomshistoria (9 Tle. 1890/1902). — Det Kongelige Fredriks Universitet 1811—1911 (2 Bde. 1911).

Bildungsgeschichte: G. Göthe, Historisk öfversigt af de vittra samfunden i Sverige före Svenska Akademiens stiftelse (1875). — G. Ljunggren, Svenska Akademiens historia 1786—1886 (2 Tle. 1886). — H. Schück, Svenska akademiens historia I (1935). — Ders., Kgl. Vitterhets, Historie ok Antikvitets Akademien (bish. 4 Tle.). — Chr. Molbech, Det kgl. danske Videnskabs-Selskabs Historie (1843). — O. Sylwan, Svenska pressens historia till statshvälningen 1772 (1896). — P. M. Stolpe, Dagspressen i Danmark (4 Bde. 1878/82). — S. C. Hammer, Den periodiske Presse (In: Norge 1814—1914. Bd. I). Norsk Bladsoga (1923). — H. Schück, Den svenska Förlagsbokhandelns historia (2 Bde. 1923). — C. Nyrop, Bidrag til den danske Boghandels Historie (1870). — V. Andersen, Tider og Typer af dansk aands historie (4 Bde. 1907ff.). — G. Gran, Norsk aandsliv i hundrede aar (3 Sammlgen 1915/19). — P. Lehmann, Skandinaviens Anteil an der lateinischen Literatur und Wissenschaft des Mittelalters I (1936). — H. Olrik, Absalon (2 Bde. 1908f.). — H. Schück, Kyrkan och vetenskapen under medeltiden (1926). — H. Schück, Svenska Pariserstudier (Kyrkohist. Tidskrift I, 9ff.; III, 122ff.). — Saxo Grammaticus, Ausgaben: von Holder (1886) oder Raeder/Olrik (1931), Übersetzung und Kommentar der ersten 9 Bücher von P. Herrmann (1901 u. 1922). — Olaus Magnus, Historia om de nordiska folken, Roma MDLV (schwed. Übersetzg., 4 Bde. 1909/25). — A. Heusler, Die gelehrte Urgeschichte im altisländischen Schrifttum (1908). — Gering/Sijmons, Die Lieder der Edda (1906ff., in der Einleitung die Geschichte der Eddaforschung). — V. Gödel, Fornnorsk-isländsk litteratur i Sverige (1897). — Kr. Kålund, Den nordiske oldlitteraturs samling og bevaring (1900). — H. F. Rørdam, Historieskrivningen og Historieskriverne i Danmark og Norge indtil A. Vedel (1867). — G. Löw, Sveriges forntid i svensk historieskrivning (2 Bde. 1908/10). — J. L. Dreyer, Tycho Brahe, A Picture of Scientific Life and Work in the 16. Century (1890, dtsh. 1894). — F. Øvrebø, Tormod Torfaeus, Norges historiograf (1920). — Arne Magnusson, Briefe und Akten, hrsg. von Kr. Kålund (1916/20). — W. Plenkers, Der Däne Niels Steensen (1884). — J. Metzler, Niels Steensen (1928). — H. F. Rørdam, Klaus Christoffersen Lyschanders Levned (1868). — O. Walde, Storhetstidens litterära krigsbyten (2 Bde. 1920). — Hj. Lindroth, J. Th. Bureus (1911/12). — E. Wrangel, Sveriges litterära förbindelser med Holland, särdeles under 1600-talet (1897). — Cl. Annerstedt, Olaf Rudbeck den äldre (1905). — Ausführliche Holberg-Bibliographie in Andersen/Petersen, Illusteret Dansk Litteraturhistorie II, 1090ff. — M. Lamm, Olof Dalin (1908). — L. Stavenow, Frihetstiden, dess epoker och kulturlif (1898). — E. Wrangel, Frihetstidens odlingshistoria (1895). — O. Levertin, Gustav III. dagar (3. Aufl., 1908). — M. Lamm, Upplysningstidens Romantik (2 Bde. 1918/20). — A. Blanck, Den nordiska renaissancen i sjuttonhundratalets litteratur (1911). — P. van Tieghem, Le Prérromantisme (2 Tle. 1924/30). — A. Friis, Bernstorfferne og Danmark (2 Bde 1903/19, auch dtsh.: Die Bernstorffs 1905ff.). — L. Magon, Ein Jahrhundert geistiger und literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und dem Norden, Bd. I, Die Klopstockzeit in Dänemark (1926). — Fr. Bull, Fra Holberg til Nordal Brun (1916).





Die Randbemerkungen Friedrichs des Großen

Gesammelt und erläutert von
Georg Vorchardt

Dritte und vierte durchgesehene und illustrierte Auflage

8°. 128 Seiten, 8 Abbildungen, 1 Faksimile.

Preis gebunden RM. 2.90

Jede dieser Zeilen sagt: Ein Führer prüft und entscheidet. Man ist erstaunt über die Klarheit, Knappheit, Eindringlichkeit. Das Einmalige, die Fürsorge, die er für alle Dinge des Staates und des Volkes hat, wird mit einem sarkastischen Humor, mit Spott und Ironie gemischt. Was er als Randglossen kurz und bündig niederschrieb, muß, wo er sich auch befand, stets blickartig aus seinem Kopf gekommen sein. Immer zeigt es die große Überlegenheit, die er allen Dingen gegenüber besaß. Wenn sich seine Gedanken schon während der Niederschrift zu scharf geschliffenen Schlagworten zusammenzogen, so fühlen wir jetzt den Menschen, seinen Geist, die Lebendigkeit des immer bereiten Staatsmannes, dessen Leben einzigartig genannt werden muß. *Nationalsozialistische Beamtenzeitung.*

Geschichte, am Rande entstanden, könnte man den Inhalt dieses Buches nennen, denn diese Bemerkungen des großen Königs sind wie alle kleinen und kleinsten Zeugnisse seines ganz in Regierungsgeschäften aufgegangenen Alltages nichts Beiläufiges und Nebensächliches, — sie sind Haupt- und Staatsaktion wie jegliche andere Aktion solchen Namens. *Deutsches Adelsblatt.*

Herrschen und Dienen

Der Randbemerkungen Friedrichs des Großen zweiter Teil

Gesammelt und erläutert von
Georg Vorchardt

8°. 128 Seiten, 1 Faksimile.

Preis gebunden RM. 2.90

In kurzer Zeit hat der erste Teil der „Randbemerkungen Friedrichs des Großen“ mehrere Auflagen erlebt. Jetzt liegt eine neue Sammlung dieser berühmten „Marginalien“ vor, von dem quellenkundigen Verfasser wieder mit aller Sorgfalt zusammengestellt, die dieses einzigartige Persönlichkeitsbild noch erweitert und vertieft. Der Mensch, der Landesvater und der Herrscher erscheint uns in diesem Stück „Geschichte, am Rande geschrieben“, noch klarer, noch vielseitiger, noch bewundernswerter. Dieser „Blick in die Geisteswerkstatt“ des Königs, in seinen vom Dienst an Volk und Staat erfüllten Alltag ist von gleichem geschichtlichen und menschlichen Wert. In Hunderten von kurzen Schlagworten, geistvollen, aus dem Augenblick geborenen Prägungen spiegelt sich im Ernst und Humor, im beißenden Spott, in erstaunlich weiter Sachkenntnis, in rastloser Tätigkeit die einmalige Persönlichkeit des Königs. Bei aller durch die Zeit und die hohe königliche Auffassung von Pflichtgefühl und Arbeitskraft bedingten Strenge wird aus ihnen die seelische Tiefenwirkung des Geistes, die Volkstümlichkeit und Größe Friedrichs in eindringlichster Weise deutlich.

Wunderjames Leben im deutschen Wald

Streifzüge durch die Tier- und Pflanzenwelt

Von

Wilhelm Hochgreve

8°. 120 Seiten Text und 42 Abbildungen auf Tafeln.

Leinen RM. 4.30

Ein herrliches, spannendes Buch für den Naturfreund, das ihm die verborgensten Seiten des deutschen Waldes, die Fülle des Geheimnisvollen und Wunderbaren, die Offenbarungen des Kleinsten und Größten im Leben der Natur nahebringt.

Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam